Band 883 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

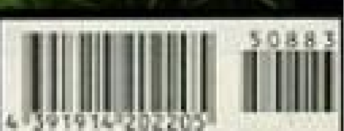
Die große Gruselserie von Jason Dark

Mörderisch

Band 883 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Mörderisch

John Sinclair Nr. 883

von Jason Dark

erschienen am 06.06.1995

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Mörderisch

»Haben Sie schon mal einen Satan begleitet, Mr. Sinclair?« Doktor Fercy, der Gefängnisdirektor, schaute mich lächelnd an. »Nichts gegen Sie und Ihren Beruf, aber Natas ist ein Teufel!«

»Ja, Mr. Fercy, ich hörte von ihm.«

Der Gefängnisdirektor behielt sein Lächeln bei. »Bald werden Sie ihn sehen. Machen Sie sich auf etwas gefaßt.« Er griff nach einem Kugelschreiber und richtete ihn exakt aus. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich habe hier in meiner Praxis schon einiges durchgemacht. Ich kenne die schlimmsten Hundesöhne. Ich habe Revolten erlebt und hinter den Mauern Dinge, über die man nur den Kopf schütteln kann. Aber ein Typ wie Natas setzt allem die Krone auf. Der ist einfach mörderisch.«

»Natas ist ein ungewöhnlicher Name!« stellte ich fest. »Haben Sie es auch bemerkt?«

»Wie meinen sie das?«

»Drehen Sie den Namen doch mal um.«

»Natürlich! Dann ergibt sich Satan. Sagen Sie, wie heißt der nun wirklich?«

»Hat man Ihnen seinen Namen nicht mitgeteilt?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

Dr. Fercy verzog seinen dünnen Mund. »Stimmt auch wieder. Da haben Sie recht. Er heißt Slim Guthry.«

Ich hob die Schultern. »Der Name sagt mir nichts. Auch in meiner langen Berufspraxis bin ich noch nicht über ihn gestolpert. Jedenfalls habe ich die Aufgabe bekommen, ihn zu holen.«

Erleichterung breitete sich auf dem Gesicht des Gefängnisdirektors aus. »Darüber bin ich froh, das können Sie mir glauben. Ich reibe mir die Hände, wenn ich ihn los bin. Die hundert Meilen bis London schaffen Sie. Außerdem habe ich Ihnen in Sam Wilde einen meiner besten Männer zugeteilt. Er kennt sich aus, er ist die Strecke schon öfter gefahren. Wir bringen mehrmals im Jahr Gefangene in die Klinik. Keiner jedoch ist so schlimm wie Guthry oder Natas. Sie müssen eben mit allem rechnen. Mr. Sinclair.«

»Er wird es wohl kaum schaffen, aus dem Wagen auszubrechen.«

»Im Normalfall nicht. Der Wagen ist auch sicher. Aber Natas traue ich alles zu. Er hat nicht umsonst in seiner Zelle die finsteren Mächte beschworen. Immer wieder sprach er mit irgendwelchen Dämonen. Er war der Meinung, daß sie ihn beschützen, daß ihm nichts passieren konnte. Wenn man lange genug zuhörte, dann konnte man den Eindruck gewinnen, daß dies auch stimmte. Er hat ein wahnsinniges Vertrauen in die Mächte der Finsternis gesetzt. Selbst Sam Wilde wurde nachdenklich, aber das werden Sie noch hören.«

»Können Sie das genauer erklären?«

»Gern. Ich glaube nämlich nicht, daß er auf der Reise Ruhe geben wird. Natas wird immer wieder anfangen zu reden. Er wird schreien, er wird sich drehen und wenden. Er wird den Kontakt mit dem Teufel suchen und ihn bitten, ihn zu befreien. Bisher ist es seinem großen Freund nicht gelungen, aber Guthry ist in unserer Anstalt auf seine Art und Weise ein verdammter Störenfried.«

»Das verstehe ich.«

»Gut, Mr. Sinclair.« Es sah aus, als wollte sich der Mann hinter seinem schlichten Schreibtisch erheben. Er überlegte es sich anders und ließ sich noch einmal gegen die Rückenlehne sinken. »Wissen Sie eigentlich, was er getan hat?«

»Er mordete.«

»Genau. Über zehn Menschen starben durch seine Hand im Laufe der Zeit. Wir wissen nicht, ob es noch mehr gewesen sind. Das kam in der Verhandlung nicht ans Tageslicht. Er hat seine Opfer nicht nur erschossen oder erstochen, er hat sie noch gequält, bevor er sie dem Satan opferte, und das auf grausame Art und Weise. Wissen Sie,

wie…«

Ich hob die rechte Hand und stoppte seinen Redefluß. »Ja, Sir, ich weiß, was er mit seinen Opfern getan hat, denn ich kenne die Akten. Sie brauchen es nicht zu wiederholen.«

»Nerven, Sinclair?«

»Das auch«, erwiderte ich und blickte dabei in sein Gesicht mit dem lauernden Grinsen. »Gewisse Dinge gibt es eben, und man braucht sie nicht zu wiederholen, denke ich.«

»Wie Sie meinen, Mr. Sinclair, es ist Ihr Job.« Dr. Fercy schaute auf seine Uhr. »Wir werden ihn gleich abholen. Möchten Sie dabeisein, wenn wir in seine Zelle gehen?«

»Ich denke schon.«

»Mutig.«

»Warum?«

Dr. Fercy stand auf. »Nun ja, ich könnte mir vorstellen, daß Natas durchdreht, wenn er sie sieht.«

»Das ist sein Problem.«

Der Direktor lachte. »Gut gesagt, wirklich gut gesagt.« Dann erhob er sich.

Ich mochte den Mann nicht. Fercy war ein aalglatter Typ. Ziemlich klein, mit einem Kugelbauch, einem kugeligen Kopf und einem kugeligen Gesicht. Jemand, der im normalen Leben sicherlich keine großen Chancen aufgrund seines Aussehens hatte und nun in einer derartigen Position, wie er sie seit einigen Jahren bekleidete, endlich seinen Frust ablassen konnte. Das mußte nicht so sein, aber ich konnte es mir durchaus vorstellen: Wenn die Gefangenen vor ihm standen, während er saß, dann konnte er ihnen seine Macht beweisen. Dann mußten sie nach seiner Pfeife tanzen.

»Gehen wir?«

»Gern.«

Hintereinander verließen wir das Büro mit der schlichten Einrichtung, in dem nur die Telefonanlage modern war. Wir durchquerten ein Vorzimmer, wo ein müde aussehender Mann dabei war, die Blumen auf der Fensterbank zu gießen, dann dauerte es nicht lange, bis wir direkt in den Teil der Anstalt gerieten, wo die Gefangenen untergebracht waren.

Ich hatte erfahren, daß dieser Knast überfüllt war. Es kam immer wieder zu Tätlichkeiten unter den Gefangenen, und in der Außenwelt hatte der Knast keinen guten Ruf.

Mein Problem war es nicht. Ich sollte nur diesen Natas begleiten, wie mir mein Chef aufgetragen hatte. Er sollte in eine andere Anstalt überführt und dort unter Beobachtung gestellt werden. Einige Wissenschaftler interessierten sich für ihn, seine Psyche und sein Verhalten in diesen extremen Situationen, doch es sollte auch anderen

Dingen nachgegangen werden.
Sir James, mein Chef, hatte zwar nicht mit der Sprache so recht herausgerückt, er allerdings ging davon aus, daß dieser Mann tatsächlich unter dem Einfluß einer dämonischen Macht stand oder einen Draht zur Hölle hatte. Deshalb hatte er mich dem Fahrer als Begleitschutz zugeordnet, und ich ging davon aus, daß diese Reise noch voller Überraschungen stecken konnte.
Suko fuhr zwar offiziell nicht mit, aber er saß auf dem Sprung. Ich würde ihn durch mein Handy erreichen können, das man mir mitgegeben hatte. Man konnte zu den tragbaren Telefonen stehen, wie man wollte - ich war nicht unbedingt ein Freund davon -, aber in gewissen Situationen waren sie unentbehrlich, und sie gaben einem auch Sicherheit. Den Apparat hatte ich an meinem Gürtel befestigt und trug ihn unter der Jacke.
Natas lebte nicht mit den normalen Gefangenen zusammen. Er saß in einer Zelle, die zu einem besonderen Trakt gehörte. Es war ein dunkler, ein dumpfer Backsteinbau mit noch kleineren Fenstern, aber dickeren Gitterstäben davor.
Das Wetter war relativ gut. Es, hatte zwar am Morgen geregnet, doch jetzt, am Nachmittag, hatte es aufgeklart. Die Sonne schien in den Hof. Hier war alles kahl und übersichtlich für die elektronischen Kameras. Dennoch lag Laub auf dem Boden. Der Wind hatte es vom nahen Wald hergeweht.
Während wir gingen, ließ ich meine Blicke über die Fassade schweifen. Hin und wieder erschien ein Gesicht hinter einem der vergitterten Fenster. Es sah aus, als wäre ein Gespenst dabei, nach draußen zu schauen, so bleich und anders.
Wer hier hockte, war nicht zu beneiden. Für den wurde die Zeit zehnmal so lang.
Ein Wachtposten ließ uns herein. Er blieb in seiner strammen Haltung, als wir an ihm vorbeischritten.
Ich kam mir vor wie in einem Knastfilm. Gittertüren wurden geöffnet, wieder zugeschlagen, erneut geöffnet, zugeknallt, und die entsprechenden Geräusche brandeten und klingelten in meinen Ohren.
Sie machten mich beinahe schon wütend.
Die Luft in den Gängen war kühl. Sie stank zugleich nach Menschen und alten Lumpen.
Von irgendwoher hörten wir ein schrilles Lachen. Es war weit entfernt, als hätte jemand in der Hölle gelacht. Die Lampen warfen ein kaltes Licht in die Gänge, und wir mußten eine Treppe hinunter, die in einen Keller führte, wo ebenfalls Gefangene untergebracht waren.
Ich wurde an einen Fall erinnert, den ich in den Staaten erlebt hatte. Damals hatten wir einen Killer namens Shango gejagt. Auch er war in einem Spezialknast untergebracht worden. Wenn ich an ihn dachte,

rann es mir noch immer kalt den Rücken hinunter.

Kalt war es auch im Zellengang, wo wir Natas finden würden, wie mir der Direktor erklärte. Ein hünenhafter Wächter begleitete uns. Ein Mann, der nichts sagte und nur schaute. Er war ein Farbiger, und die Augen in seinem Gesicht leuchteten.

Vor einer dicken Holztür blieben wir stehen. Auf ein Zeichen des Direktors hin hob der Wächter die Guckklappe an, und wir konnten hineinschauen. Man ließ mir den Vortritt.

Es war nicht viel zu sehen. Unter der Decke brannte eine trübe Lampe. Ein enges Stahlgitter umgab sie. Wer das abreißen wollte, mußte stark sein wie Herkules.

Es gab einen Stuhl, eine Pritsche und einen Eimer. Die Zellen waren so eingerichtet, wie man sie oft in Comics oder in Witzblättern sah. Die Einrichtung jedoch interessierte mich nicht. Viel wichtiger war der Gefangene. Von ihm allerdings sah ich nur den Rücken. Der Mann hockte auf dem Boden wie ein Läufer beim Start. Er trug graue Gefängniskleidung. Ich sah den breiten, leicht gekrümmten Rücken und seinen beinahe kahlen Kopf.

Natas schaute in die verkehrte Richtung. Er schien in eine Trance versunken zu sein. Er sprach und sang zugleich. Es war bestimmt kein fröhliches Lied. Was da aus seinem Mund hervordrang, glich einer Beschwörung. Während ich zuhörte, lief mir ein Schauer über den Rücken. Plötzlich konnte ich mir vorstellen, daß die Fahrt in Richtung London nicht zu einem Vergnügen wurde, nicht bei dieser Gestalt, bei diesem Killer, dessen Körper leicht federte. Anscheinend schien er sich gleich erheben zu wollen.

Das tat er auch, und zwar mit einem geschmeidigen Sprung. Ich zuckte für einen Moment zusammen, als er sich mitten im Sprung drehte.

Er starrte gegen die Tür!

Ich hielt den Atem an. Zum erstenmal sah ich sein Gesicht, und ich war nicht begeistert. Unter den glatten Brauen zeichneten sich helle Augen ab. Sie wirkten klar, aber gleichzeitig kalt und ausdruckslos. Da war kein Gefühl zu spüren. Diese Augen gehörten keinem Menschen, sondern einem Roboter. Die Nase war kantig wie ein Stück Holz. Die Nasenlöcher erinnerten an Nüstern. Der Mund war extrem breit.

Der sehnige Hals fiel mir ebenfalls auf. Viel mehr war vom Körper des Gefangenen nicht zu sehen, denn er steckte in einer aschgrauen, weitgeschnittenen Gefängniskleidung aus derbem Stoff. Die Hände schauten aus den Ärmeln hervor. Er hatte sie zu Fäusten geballt und richtete seinen Blick auf die Innenseite der Tür, wo sich auch das Guckloch befand. Er mußte zumindest mein Auge sehen, und er lächelte plötzlich. Es war ein Lächeln, das mich warnte. Wenn man je von einem kalten, eisigen Lächeln sprechen konnte, dann traf es auf

dieses hier zu, und ich ahnte schon, was mir bevorstand.

Ich trat wieder zurück. Der Gefängnisdirektor blickte zu mir hoch. »Nun, was sagen Sie?«

»Tja, er sieht nicht gerade aus wie ein Dreßman.«

Dr. Fercy lachte glucksend. »Da haben Sie recht. Das ist er auch nicht.« Er tippte mich an. »Ich denke nicht, daß die Fahrt mit diesem Monster auf zwei Beinen ein Ausflug wird.«

»Das glaube ich auch.«

»Vielleicht einer in die Hölle.« Er lachte wieder, diesmal meckernd, weil er wohl froh war, die Sorge um Slim Guthry los zu sein, aber er hörte auf, als ich ihn anschaute.

»Gut, dann…«

»Hören Sie, Mr. Fercy. Dieser Gefangene ist nicht gefesselt. Soll er so in den Wagen gesetzt werden?«

»Nein, das nicht. Es werden ihm noch Handschellen angelegt. Nicht wahr, Sam?«

Der hünenhafte Schwarze neben mir nickte.

Ich aber hatte die Stirn gerunzelt, weil ich über den Vornamen nachdachte. Den hatte ich vor kurzem gehört, und Dr. Fercy sprach mich noch einmal an.

»Darf ich Ihnen Sam Wilde vorstellen? Er wird Ihr Begleiter sein. Und ich versichere Ihnen, daß Sie sich voll und ganz auf ihn verlassen können, Mr. Sinclair.«

Ich drehte mich um.

Sam Wilde grinste mich an. Seine dunklen Augen schillerten. Er hatte in der Tat die Figur eines Preisboxers. Ich hätte ihn nicht zum Feind haben wollen. Für die nächsten Stunden würden wir Kollegen sein. Ich lächelte und streckte ihm etwas vorsichtig meine Hand entgegen. Sam deutete die Bewegung richtig, deshalb drückte er mit seiner Pranke auch nicht zu fest zu.

»Ich heiße John.«

»Alles klar, John.«

»Und Sie glauben, daß wir es schaffen?«

Sam nickte. »Aber immer. Der Wagen ist sicher, und ich denke schon, daß ich ein Auge auf ihn haben werde.«

»Gut, dann bin ich beruhigt.«

Fercy stieß mich an. »Bitte, Mr. Sinclair, treten Sie zur Seite. Sam Wilde wird dem Mann jetzt Handschellen anlegen. Sie sind noch mit einer Kette verbunden, denn wir wollen ja nicht, daß er auf der Ladefläche herumturnt.«

»Das denke ich auch.«

Sam Wilde hatte die Handschellen bereits von seinem Gürtel losgehakt. Die Eisenkette zwischen ihnen klirrte leise, als er die stählernen Fesseln bewegte. Der Direktor höchstpersönlich öffnete die

Zellentür, trat dann zurück, um Sam den Weg freizugeben.

Ich blieb so stehen, daß ich in das Innere der Zelle schauen konnte. Natas gehörte nicht eben zu den kleinen Menschen, aber im Vergleich zu Sam wirkte er beinahe schmächtig. Er rührte sich nicht, als der Wächter auf ihn zukam. Der breite Rücken des Mannes versperrte mir mein Blickfeld. Sam wuchtete den Gefangenen herum, der durch den Schwung bis gegen die Wand fiel, aber nicht dazu kam, sich dort abzustützen, denn Sam Wilde riß ihm die Arme auf den Rücken, bog sich noch durch und ließ dann die beiden Stahlkreise um die Gelenke schnacken. Das eine Ende der Kette hielt Sam Wilde fest. Er hatte es einmal gedreht und um sein Gelenk geschlungen.

Wie einen Hund zog er ihn hinter sich her, als die beiden die Zelle verließen. Der Gefangene würdigte uns keines Blickes. Er starrte bewußt an uns vorbei. Selbst mich, den Fremden, nahm er nicht zur Kenntnis.

»Du weißt, wohin du ihn zu schaffen hast?« fragte Fercy.

»Ja, ich habe den Wagen schon vorgefahren.«

»Gut, wir kommen dann nach. Mr. Sinclair muß mir nur noch etwas unterschreiben.«

Wir warteten, bis Sam und sein Gefangener verschwunden waren, gingen den gleichen Weg wieder zurück und brauchten nicht in das Büro des Direktors. Fercy hatte die Papiere schon vorbereitet. Sie lagen in einem überhitzten Aufenthaltsraum für das Wachtpersonal. Er befand sich direkt neben der hohen Mauer. Von dort hatte man das breite Stahltor, den Haupteingang, stets unter Kontrolle.

Fercy setzte sich an einen kleinen Schreibtisch und holte aus der Schublade einige Papiere, die ich unterschreiben mußte. »Alles muß seine Ordnung haben«, sagte er, als er meinen nicht eben begeisterten Blick bemerkte.

»Ja, ich kenne das.« Trotzdem las ich mir die Papiere flüchtig durch und hatte nichts an ihnen auszusetzen.

Der Leiter der Anstalt lächelte erleichtert, als ich an drei verschiedenen Stellen meine Unterschrift hinterlassen hatte. »Jetzt kann nichts mehr schiefgehen«, kommentierte er, schränkte seine Bemerkung aber trotzdem ein. »Zumindest nicht für mich.«

»Sieht es bei mir anders aus?«

»Das weiß ich nicht. Aber Sie sollten Natas auf keinen Fall unterschätzen, auch wenn er gefesselt ist.«

»Um sich zu befreien, müßte er schon über übermenschliche Kräfte verfügen«, gab ich zu bedenken.

Fercy riß die Augen weit auf. »Er behauptet, mit dem Teufel im Bunde zu stehen.«

»Ja, ich weiß.«

Der Direktor brachte mich bis zur Tür. Als wir ins Freie traten,

deutete er zuerst auf den gepanzerten Wagen, der in den nächsten Stunden meine Heimat sein würde, und reichte mir dann zum Abschied die Hand.

»Viel Glück.«

»Danke, das können wir brauchen.«

»Und auf Sam Wilde ist Verlaß.«

»Wie schön.«

Ich ging über den Gefängnishof auf den parkenden Wagen zu. Meine Füße schleiften durch das feuchte Laub. Der Himmel hatte sich bewölkt. Größere Lücken gab es kaum noch, auch die Feuchtigkeit hatte zugenommen. Der Abend war nicht mehr zu weit entfernt, es würde Nebel geben, was mir gar nicht paßte. Noch war die Luft klar, aber dünne Schleier waren bereits zu ahnen. Die Fahrt in Richtung Süden konnte lang werden.

Sam Wilde wartete vor der Tür an der Fahrerseite. Er grinste mir breit entgegen. »Haben Sie alle Formalitäten erledigt?« fragte er.

»Sicher.«

Er schaute zum Himmel. Sein Mund verzog sich. »Sieht nicht gut aus.«

»Es wird Dunst geben?«

»So ist es, John. Wir werden erst kurz vor London einen Motorway erreichen. Bis dahin müssen wir über die Dörfer fahren.«

»Sie kennen die Strecke.«

»Klar, bin sie oft genug gefahren. Immer mit einer menschlichen Ladung. Was ich da schon an Killern transportiert habe, ist wahnsinnig, das können Sie mir glauben.« Er sah meine hochgezogenen Augenbrauen und grinste noch breiter. »Keine Sorge, bisher ist noch nichts passiert. Ich habe alle heil ans Ziel gebracht. Auch dich werde ich…«

»Darauf hoffe ich«, unterbrach mich Wilde.

»Steigen wir ein?«

»Gern.«

Ich ließ ihm den Vortritt. Mein Blick schweifte noch einmal über das Fahrzeug. Es sah wirklich stabil aus. Statt der Fenster gab es nur Luftschlitze. Das Führerhaus war eng und auch nicht besonders bequem.

Ich hatte kaum die Tür hinter mir zugezogen, als mich Sam angrinste. Er hatte bereits den Zündschlüssel umfaßt, drehte ihn und rollte mit den Augen, als er hörte, wie der Motor ansprang. Dabei schlug er auf das Lenkrad. »Gute, alte Lilly, sie tut immer ihre Pflicht.«

»Heißt so Ihr Wagen?«

»Ja, ich habe ihn nach meiner Mutter getauft. Zu den Dingen, mit denen ich umgehe, muß ich immer eine persönliche Beziehung haben.« Wir rollten auf das Tor zu, und Sam winkte den beiden

Wärtern zu, damit sie das Tor öffneten.

Auf Rollen schob es sich zur Seite. Alles war gut getimt und ließ Routine erkennen. Wenig später hatten wir das Zuchthaus hinter uns gelassen. Obwohl ich selbst dort nicht eingesessen hatte, war ich doch froh, diese Bedrückung nicht mehr zu spüren.

Bis zur Straße mußten wir durch ein kahles, beinahe steppenartiges Gelände fahren. Mein Begleiter hatte das Radio eingeschaltet und lauschte der Rockmusik.

»Stört die Musik?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sein Mund verzog sich zu einem Grinsen.

»Ist was?«

»Ja, John, ich habe eine Frage.«

»Raus damit!«

»Sind Sie eigentlich abergläubisch?«

Ich runzelte die Stirn. »Himmel, wie kommen Sie denn darauf?«

»Ganz einfach«, erklärte Sam Wilde. »Wir haben heute den einunddreißigsten Oktober, morgen ist schon November…«

»Das weiß ich.«

»Dann wissen Sie auch, was vor uns liegt. Ich meine die Nacht. Dann ist Halloween…«

***

Er hatte es so gesagt, daß ich wohl einen Schauer bekommen sollte, was aber nicht geschah, obwohl ich mit Halloween auch schon meine Erfahrungen gesammelt hatte. Durch die Nase saugte ich betont lange die Luft ein, räusperte mich und lächelte. »Okay, Halloween liegt vor uns, aber ist das etwas Besonderes? Oder sollte es uns betreffen?«

Er hob seine breiten Schultern. »Nun ja, Halloween ist etwas Besonderes. Es ist die Nacht der Geister und Dämonen. Ich könnte mir schon vorstellen, daß sie gefährlich werden kann.«

»Für wen?«

»Keine Ahnung.«

»Soviel ich weiß«, sagte ich, »ist Halloween auch die Nacht der Kinder und Jugendlichen. Dann ziehen sie mit ihren Masken umher, mit Laternen, mit selbstgebauten Monstren, klingeln an den Türen, sammeln, wollen Menschen erschrecken und ihnen somit klarmachen, daß die dunkle Jahreszeit beginnt. Ein alter Brauch, mehr nicht.«

Sam Wilde runzelte die Stirn. »Andere denken nicht so darüber, John.«

»Wer denn? Sie?«

»Ja, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Warum?«

Für einen Moment schaute er auf das blasse Licht der Scheinwerfer,

das als heller Streifen auf die Straße fiel. »Ich habe den Eindruck, daß in dieser Nacht etwas geschieht. Man sieht es nicht, man kann es nur spüren. Mein Großvater hat mir mal erzählt, daß sich die Tore öffnen, um das Unsichtbare zu entlassen, ohne daß es sichtbar wird. Es umschlingt dann die Lebenden, es lauert, es ist in der Lage, die Menschen zu beeinflussen. Es ist nicht alles Spaß, was in diesen Stunden abläuft, wenn Sie verstehen. Da gibt es schon einen ernsten Hintergrund, das können Sie mir glauben…«

Da er schwieg und es mir so vorkam, als hätte er die weiteren Worte verschluckt, weil er Angst hatte, schon zuviel gesagt zu haben, bohrte ich weiter. »Reden Sie doch. Was mißfällt Ihnen denn an Halloween?«

»Daran selbst nichts.«

»Aber Ihr Großvater…«

Er nickte. »Genau das ist es, John, mein Großvater. Ich denke aber noch einen Schritt weiter.« Er zeigte mit dem Daumen über seine Schulter hinweg.

»Wieso?«

»Wir haben Slim Guthry im Wagen.«

»Das weiß ich.«

»Sie kennen ihn nicht, John. Er nennt sich selbst Natas, das bedeutet ja Satan. Ihm muß diese Nacht doch wie gerufen vorkommen. Ich habe ihn in den Wagen gebracht und angekettet. Dabei habe ich sein Grinsen gesehen. So hat mich noch kein Gefangener angegrinst. Mir kommt es vor, als wüßte er genau Bescheid, daß ihm nichts passieren könnte. Daß es für ihn eine Reise in eine neue Zukunft sein wird.«

»Das ist es doch auch. Er wird in einer geschlossenen Anstalt untergebracht und wird dort unter Beobachtung stehen. Er ist gewissermaßen ein Forschungsobjekt.«

Wilde runzelte die Stirn. »Forschungsobjekt ist gut«, sagte er leise. »Dieser Mann erkennt nur einen an, den Teufel. Sie hatten ja nichts mit ihm zu tun, im Gegensatz zu mir. Was der in seiner Zelle getan und wie er sich benommen hat, da konnte man schon Angst bekommen. Ich habe ihn manchmal in der Nacht flüstern gehört. Es waren Beschwörungen, und ich hatte mehr als einmal das Gefühl, als wäre noch jemand in seiner Zelle gewesen, der ihm geantwortet hätte.«

»Traf das denn zu?«

»Auf keinen Fall.« Sam schüttelte den Kopf. »Wenn ich hineinschaute, war er immer allein.«

»Sehen Sie.«

»Aber er hat gegrinst. Er grinste mich an, und seine Augen waren nicht mehr menschlich.« Wilde senkte seine Stimme. »Sie hatten einen Glanz bekommen, wie ich ihn noch nie sah. Von da an war ich überzeugt, daß er mit dem Teufel im Bunde steckte. Es gibt doch

Menschen, die einen Draht zur Hölle haben.«
»Wissen Sie das genau?«
»So etwas erzählt man sich, John. Ich kenne Menschen, die fest daran glauben, und als ich Guthry erlebte, da war ich der festen Überzeugung, daß dies auch stimmt.«
»Wenn schon, Sam. Er wird bald in die Klinik eingeliefert, dann sind Sie diese Sorge los.«
Wilde wischte über seine Stirn, weil er plötzlich anfing zu schwitzen. »Sie machen es sich zu leicht, John. Vor uns liegt noch eine ziemliche Strecke.«
»Die wir packen werden.«
Sam schlug auf das Lenkrad. Dann grinste er verzerrt. »Das hoffe ich auch.«
Er hatte mir soviel über seinen Gefangenen erzählt, daß ich ihn mir endlich anschauen wollte. Um auf die Ladefläche blicken zu können, mußte ich mich umdrehen und an der Rückwand der Fahrerkabine eine Metallklappe zur Seite schieben.
Sie klemmte etwas, dann aber gab sie ein Fenster frei, das aus dickem Glas bestand. Im Laderaum war es trübhell. Das Licht stammte von einer kleinen Lampe an der Wand. Sie befand sich genau in dem Winkel, wo die Wand und die Decke zusammenstießen.
Die Einrichtung war karg. Es gab zwei schmale Eisenpritschen, die sich gegenüberlagen. Dazwischen war nichts.
Auf der von mir aus gesehen linken Pritsche saß unser Gefangener. Er war gefesselt, die Arme hatte ihm Wilde auf den Rücken gebogen, und sie waren zusätzlich in die Höhe gezerrt worden, denn die Eisenkette war über dem Kopf des Mannes mit einer Haltestange verbunden, einem Metallstück, das auch bei größter Kraftanstrengung nicht aus der Verankerung gerissen werden konnte.
Der Mann hockte in einer Lage, die eigentlich menschenunwürdig war. Wenn ich allerdings an seine Taten dachte, die auf sein Konto gingen, dann konnte ich nicht die Spur von Mitleid für ihn empfinden. Dieser Natas war in der Tat ein menschlicher Satan. Im Nachhinein noch rann es mir kalt über den Rücken, wenn ich daran dachte, was ich alles von Sir James erfahren hatte.
Er sagte nichts, obwohl ich den Eindruck hatte, als würden sich seine Lippen bewegen. Ich konnte es deshalb nicht genau erkennen, weil er seinen Kopf nach vorn gebeugt hatte und so tat, als wäre er dabei, mit dem Metallboden zu sprechen.
Dort allerdings befand sich nichts, was ihm eine Antwort hätte geben können. Wenn er jemand suchte, der dies tat, dann mußte sich dieser Jemand in seinem Gehirn befinden.
Der Teufel im Kopf!
Ich schluckte, als ich daran dachte. Dieser Mensch hatte sich nicht

grundlos den Namen Natas gegeben. Ich beobachtete ihn bereits über einige Sekunden hinweg und bekam den Eindruck, daß er tatsächlich in der Lage war, mit einem Dämon Kontakt aufzunehmen. Es war einzig und allein von meinem Gefühl her bedingt, und darauf konnte ich mich verlassen, da ich schon zuviel in all den Jahren erlebt hatte. Die zweite Haut auf meiner ersten kam nicht von ungefähr.

Mein Kreuz »meldete« sich nicht. Es blieb ruhig, als wäre es überhaupt nicht vorhanden. Es fand keine Erwärmung statt.

Abwarten…

Plötzlich hob der Killer den Kopf. Es geschah mit einer ruckartigen Bewegung, als hätte er sich gerade in diesem Moment zu gewissen Dingen entschlossen oder eine besonders gute Idee gehabt.

Er schaute zuerst auf die andere Pritsche und dann durch die Scheibe.

Dahinter zeichnete sich auch für ihn schwach mein Gesicht ab. Er hatte irgendwie gespürt, daß er beobachtet wurde. Ich sah Guthrys Blick auf mich gerichtet, kalte, leblose und trotzdem stechende Augen, die bis auf den Grund meiner Seele zu blicken schienen. Augen, in denen ein Wissen um schreckliche Dinge stand. Augen, die auch einem teuflischen Guru zu gehören schienen, der es allein durch seinen Blick schaffte, Menschen zu vernichten.

Ich hielt dem Blick stand. Auch der Fahrer war aufmerksam geworden. Ich hörte sein Flüstern, ging nicht darauf ein und schüttelte den Kopf. Sam hörte nicht auf. Er sprach jetzt lauter. Die Worte erreichten mich verständlicher, und er redete von einem wahren Teufel, der nur darauf wartete, sein Jüngstes Gericht zu halten.

Als er verstummte, war ich froh, so konnte ich mich besser auf den Gefangenen konzentrieren.

Sein Gesicht konnte Natas nicht verändern, aber sein Grinsen, das einzig und allein mir galt.

Es war eine Botschaft, deren Text er nur in den Tiefen seiner höllischen Seele aufgefangen haben konnte. Er brauchte nicht extra zu reden, ich sah seinem Gesicht an, welche Gefühle sich in ihm widerspiegelten. Das Böse an sich, das aus den Tiefen einer bedrohlichen und menschenverachtenden Welt in die Höhe stieg, das ein kaltes Grauen mitbrachte und zugleich einen gewissen Triumph.

Seine Augen bewegten sich. Sie bekamen einen weiteren Schub an Glanz, der bisher noch verborgen gewesen war.

Plötzlich dachte ich an Sams Worte. Er hatte davon gesprochen, daß die Fahrt lang werden könnte, sehr lang sogar, und daß dieser Gefangene so etwas wie eine teuflische Zeitbombe war.

Das Gesicht trat immer mehr in den Hintergrund. Die Augen dagegen, seine Blicke, bekamen die Oberhand. Er war derjenige, der gewinnen wollte, weil er es so gewohnt war.

Dann öffnete er seinen Mund. Er zog zuerst die dicke Oberlippe zurück, der Unterkiefer senkte sich dabei. Nun schob sich aus seinem Mund die mächtige dunkelgraue Zunge.

Natas bewegte diese Zunge. Er umkreiste damit seine Lippen. Ich sah den Speichel glänzen, der mir vorkam wie altes Fett. Diese widerliche Geste sagte eigentlich alles, ebenso die, die der ersten folgte. Während der letzten Sekunden hatte der Gefangene Speichel in seinem Mund gesammelt und spuckte ihn nun zu Boden. Die breite Lache blieb liegen und schillerte silbrig.

Es war seine vorletzte Aktion. Er riß seinen Kopf wieder hoch, dann lachte er schrill und kichernd zugleich und zerrte an der Kette. Ich hörte das Klirren trotz der dicken Wände, aber die Kette war stark genug, um zu halten.

Schluß…

Er wollte nicht mehr.

Wie jemand, aus dessen Körper die Kraft hervorgeflossen war, senkte er den Kopf und starrte zu Boden.

Ich schloß das Guckloch wieder. Noch setzte ich mich nicht normal hin, sondern blieb in dieser verdrehten Haltung. Ich hatte die Stirn gerunzelt, auf der es feucht geworden war. Es war ja nicht viel geschehen, doch das Verhalten dieses schrecklichen Menschen hatte mir klargemacht, daß er noch nicht aufgegeben hatte.

Er würde kämpfen, und noch waren wir nicht am Ziel.

Halloween lag vor uns!

Auf einmal mußte ich an diese Nacht des Schreckens denken. Die Nacht der Geister und Dämonen, die Nacht der Kinder und Jugendlichen, die verkleidet durch die Straßen der Dörfer und Städte zogen, dabei von Haus zu Haus gingen und die Menschen erschreckten.

Halloween konnte das Grauen bringen…

Neben mir hockte Sam Wilde wie eingefroren. Er bewegte sich, aber diese Bewegungen und Reaktionen wirkten verdammt sparsam, als würde er sie unter seiner besonderen Kontrolle halten. Gesehen hatte er nichts, möglicherweise etwas gespürt, doch er sprach nicht darüber, sondern deutete durch sein Nicken an, daß er recht behalten hatte.

»Der Nebel, John, er nimmt zu.«

Es stimmte. Wir rollten auf einer normalen Straße dahin. Sie war nicht so glatt wie eine Autobahn.

Immer wieder wechselten sich Wellen und Mulden miteinander ab.

Ein Gefangenentransporter ist keine bequeme Luxuslimousine, und sie ist deshalb auch nicht so komfortabel gefedert. Die Sitze konnten sogar als primitiv bezeichnet werden. Wir spürten jede Unebenheit im Boden.

Ich warf einen Blick aus dem Seitenfenster. Noch verdeckte der Dunst

nicht die gesamte Landschaft. Die Fahrbahn war von beiden Seiten durch Buschwerk gesäumt. Mal stand es dichter, dann wieder gab es Lücken, so daß ich auf die dampfenden Felder hinausschauen konnte.

»Es wird so bleiben, John«, sprach mich Sam Wilde an. »Wir befinden uns in einem großen Feuchtgebiet, das erst am Motorway endet. Ich hoffe, daß der Nebel dort nicht so dicht ist, aber versprechen kann ich nichts. Es ist halt die kalte Jahreszeit.«

»Das stimmt.«

»Ließ sich das nicht ändern?«

»Tut mir leid, Sam, da müssen Sie schon Ihren Chef fragen.«

»Der hätte mir kaum eine Antwort gegeben.«

»Möglich.«

In den folgenden Sekunden schwieg Sam. Da auch mir nichts einfiel, blieb das Schweigen zwischen uns, bis der dunkelhäutige Fahrer fragte: »Sie haben ihn gesehen, John?«

»Ja.«

»Und?«

Ich lächelte schmal. »Er ist gefesselt. Kette und Handschellen sind okay.«

»Das ist wichtig«, flüsterte Sam. »Und wie hat er sich verhalten? Was tat er, als er sah, daß Sie…?«

»Nichts.« Ich hatte nicht vor, ihm die Wahrheit zu sagen, denn ich wollte ihn nicht beunruhigen.

Mochte Sam in seinem Job auch gut sein, in seinem Innern allerdings lauerte die Furcht. Eine bedrückende Angst vor der Zukunft, die er und ich in den nächsten Stunden würden meistern müssen.

Er hatte mich nicht grundlos gefragt, ob ich abergläubisch sei, denn *er* war es, davon ging ich aus.

Das fand man oft bei Menschen seiner Hautfarbe. Es steckte noch viel Angst in ihnen, oft übertragen durch ältere Verwandte, die noch an Voodoo, Geister und Dämonen glaubten und es hin und wieder erlebt hatten.

Als Sam das Gesicht verzog, da wußte ich, daß er etwas sagen würde. »Ich habe noch nie zuvor einen Menschen erlebt, der mir so viel Angst eingejagt hat«, gab er ehrlich zu. »Dieser Natas ist grauenhaft. Er ist ein Meuchelmörder, er ist ein Satan, er ist ein… ein… verdammt, ich finde dafür nicht die richtigen Worte.«

»Ein Teufel?«

»Ja, John, ein Teufel auf zwei Beinen. Einer ohne Hörner, ohne Bocksfuß, einer, der… der… verdammt, ich weiß es auch nicht, aber ich bete dafür, daß wir es schaffen.«

Ich lächelte vor mich hin. »Solange er dort hinten auf seiner Pritsche liegt, kann uns nichts passieren. Aus diesem Kasten kommt er nicht heraus.«

»Ein Teufel kann alles«, flüsterte Sam.
»Zudem sind wir auch noch da.«
Ich bekam einen schiefen Blick zugeworfen. Wilde glaubte mir nicht so recht, und er stellte auch eine entsprechende Frage. »Haben Sie schon gegen einen Teufel gekämpft, John?«
»Auch.«
»Ich wußte, daß Sie so antworten würden. Ich habe gehört, daß mich ein Spezialist begleitet. Ich will auch nicht weiter nachfragen, denn mir reicht es, daß ich weiß, wo Sie beschäftigt sind. Bei Scotland Yard, nicht wahr?«
»So ist es.«
Er hob die Schultern. »Jeder hat seinen Platz auf dieser Welt. Ich bin froh, einen Job zu haben. Nach meinem Sport - ich habe gerungen - sah es für einige Monate schlecht aus. Dann bekam ich die Chance in diesem Knast, aber ich kann nicht sagen, daß ich mich daran gewöhnt habe.« Er hob die Schultern. »Na ja, ich will nicht klagen.« Dann wechselte er das Thema. »Wir werden bald den ersten Ort erreichen, ein kleines Dorf von nicht mal fünfhundert Seelen. Wollen Sie eine Pause einlegen?«
»Nein, überhaupt nicht.«
»Gut, dann fahren wir durch.«
Die Straße wand sich jetzt in Kurven durch die flache Landschaft, von der nicht viel zu sehen war, denn der Dunst klebte am Boden fest wie breite Fahnen.
Der Betrieb hatte etwas zugenommen. Uns kamen Fahrzeuge entgegen, deren Scheinwerferkegel im Dunst verfaserten. Sie sahen aus wie kalte Augen, die man auseinandergezerrt hatte, und auch der Himmel über uns war dabei, seine letzte Helligkeit zu verlieren, um der Dämmerung Platz zu schaffen, die mit großen Armen die Welt umfangen wollte.
Für Wanderer war es das ideale Wetter, allerdings nicht für Autofahrer. Das Tempo wurde gesenkt, der hart gefederte Wagen rumpelte dem Ortseingang entgegen, wo auch die Lichter brannten und in der Luft zu schweben schienen.
»Ideal für Halloween!« murmelte Sam Wilde.
Ich schüttelte den Kopf. »Was haben Sie gegen Halloween?«
»Nichts im Prinzip.«
»Aber Sie fangen immer wieder davon an.«
Er umklammerte das Lenkrad fester und pumpte Luft in seine Lungen. »Ja, ich fange immer damit an, weil es mir einfach in den Sinn kommt. Ich muß auch daran denken, wie man mir früher immer wieder von diesem Fest erzählte. Ich selbst bin dann bei Anbruch der Dunkelheit nach draußen gegangen und habe mitgemacht.«
»Verkleidet?«

Er nickte. »Ich war der schwarze Mann. Dunkel ist meine Hautfarbe, und dunkel war auch mein Umhang. Nur die Umgebung der Augen habe ich mir hell geschminkt. Selbst meine Freunde haben dann Angst vor mir bekommen. Sie meinten, daß ich so schaurig ausgesehen habe. Ich selbst kann das nicht beurteilen.«

»Es ist schon vorstellbar«, gab ich zu.

»Danke«, sagte er und lachte.

Wir waren inzwischen in den kleinen Ort hineingefahren. Der Straßenbelag hatte gewechselt. Wir rollten jetzt über Kopfsteinpflaster hinweg und wurden beide ziemlich durchgeschüttelt.

Die Häuser duckten sich zu beiden Seiten der Straße, als wollten sie die darin wohnenden Menschen extra beschützen. Aus den Kaminen drangen oft genug Rauchschwaden, die sich später mit dem Dunst vermischten. Der immer dunkler werdende Himmel war kaum noch zu sehen, da uns die Dunkelheit die Sicht nahm.

Zwischen den Häusern klafften des öfteren große Lücken. Man hatte sie als Gärten genutzt, und die zumeist kahlen Bäume sahen aus wie im Boden steckende Gerippe.

Das alte Laub klebte auf der feuchten Fahrbahn, so daß Sam Wilde langsamer fuhr und vorsichtig lenken mußte, um auf der glatten Fahrbahn nicht die Kontrolle über den Wagen zu verlieren.

Der Dunst, vereinigt mit dem Zwielicht, verzerrte die Entfernungen. Was relativ nahe war, kam mir weit vor, und die Menschen in dem Ort wirkten wie Gespenster.

Nur hin und wieder wurde unserem Fahrzeug ein Blick zugeworfen, ansonsten kümmerte man sich um sich selbst.

Etwa in der Mitte des kleinen Ortes entdeckten wir die Versammlung der Kinder und Jugendlichen.

Es war einfach nicht zu übersehen, welche Nacht vor uns lag. Die verkleideten Gestalten hielten Laternen in den Händen, die allesamt ein verschiedenes Aussehen besaßen. Manche monsterhaft, andere wiederum lächerlich, dann gab es welche, die Tieren nachgebildet waren. Wir sahen Drachen und Dinos. Ich drehte die Scheibe an meiner Seite etwas nach unten. Feuchtkalte Luft wehte herein und brachte auch die Rufe oder den Gesang der Kinder mit, die mit lauten und verfremdeten Stimmen die unheimlichen Geister des Halloween anriefen.

Sam Wilde lächelte dünn, als er das hörte. »Ein Spiel«, sagte er, »nur ein Spiel.«

Ich kurbelte die Scheibe wieder hoch, was schwer genug ging. »Sicher, mehr nicht.«

Er hob die Schultern.

»Sie glauben mir nicht?«

»Wie leicht kann aus einem derartigen Spiel eine ernste Sache

werden, John!«

»Was macht Sie so pessimistisch?«

»Mein Gefühl.«

Ich beließ es dabei, denn Sam brauchte seine Konzentration, um den Wagen lenken zu können. Gerade jetzt, denn eine Gruppe verkleideter Kinder setzten sich plötzlich in Bewegung und lief quer über die Straße. Sie taten so, als wäre der Wagen nicht vorhanden.

Sam fluchte und bremste, denn die Kinder waren mitten auf der Fahrbahn stehengeblieben. Sie schwenkten ihre Lampen und Laternen, die bei den Lichtverhältnissen tatsächlich aussahen wie hüpfende Geister. Wir hörten ihre Stimmen durch die geschlossenen Scheiben, und immer wieder fiel dabei das Wort Halloween. Zu dieser Zeit übte es wirklich eine magische Anziehungskraft aus.

Sam Wilde schüttelte den Kopf. »Wenn ich daran denke, daß auch ich mich einmal so benommen habe, kann ich mir das in meinem Alter kaum noch vorstellen.« Er schaute mich kurz an.

»Wie war das denn mit Ihnen? Sind auch Sie bei Halloween losgezogen?«

»Hin und wieder.«

»Hat es Ihnen gefallen?«

»Als Kind schon.«

»Mir auch.«

Die Gruppe hatte sich endlich entschlossen, die Straße freizugeben und zog ab. Sie tanzten dabei, sangen wieder ihre Lieder und liefen auf einen schmalen Weg zwischen den Häusern zu, wo die Dunkelheit sie verschluckte.

Wir fuhren weiter.

Bis zum Dorfende war es nicht weit, und es kamen uns auch keine kleinen Gespenster mehr entgegen. Uns umfing die Ruhe des angebrochenen Abends und eine Natur, die sich allmählich zum Schlafen niederlegte, um erst Stunden später zu erwachen.

Ich drehte mich wieder und schob die Klappe auf.

Der Gefangene hockte noch immer auf seinem Platz. Die gleiche Haltung, die gleichen Bewegungen des Mundes. Er führte Selbstgespräche oder redete mit dem Teufel, das wußte ich nicht so genau, aber er traf keinerlei Anstalten, den Kopf zu heben.

Die Straße verengte sich zusehends. Es lag auch an den zahlreichen Kurven, die serpentinenartig das Gelände durchschnitten und so manchen kleinen Hügel hochführten, wo der Nebel dünner lag und wir einigermaßen weit nach vorn schauen konnten.

Einmal sahen wir das nächste Dorf. Es lag ebenfalls etwas erhöht, und die schwachen Lichter blinkten wie vom Himmel gefallene Sterne. »Wenn wir dort sind, haben wir nur mehr ein paar Meilen bis zur Autobahn«, sagte Sam Wilde.

Ich entspannte mich und streckte die Beine aus. »Wunderbar.« Ich gähnte. »Müde?«
»Nur ein wenig.«
»Natas wird uns schon auf Trab halten.«
Ich wunderte mich über die Antwort. »Wieso? Bisher ist er doch ruhig geblieben.«
»Ja, aber das kann sich ändern.«
»Sprechen Sie aus Erfahrung, Sam?«
»Auch das.« Er schaltete herab, weil es bergab ging. »Je näher wir dem eigentlichen Ziel kommen, um so nervöser werden die Burschen. Sie denken ja zuerst immer noch, daß sie einen Ausbruch schaffen. Wenn sie aber feststellen, daß dies nicht so einfach ist, drehen sie oft durch. Es ist gut, wenn sie dann bereits angekettet sind. Sonst kann es leicht zu Gewalttätigkeiten untereinander kommen.«
Ich wollte ihm nicht widersprechen, er hatte seine Erfahrungen, und es ging auch bei uns nicht alles glatt.
Zuerst waren die Geräusche nur dumpf zu hören. Ein Klopfen oder Trampeln. Harte Stöße gegen den Metallboden, der die Echos aufgrund seiner Beschaffenheit locker weiterleitete. Sie verstärkten sich auch, und sie dröhnten in unseren Ohren.
Sam fuhr langsamer. »Das ist er«, sagte er, »und das ist es auch, wovon ich gesprochen habe.«
»Aber er ist allein.«
»Was sagt das schon?«
Die Geräusche verstärkten sich. Ich hielt es nicht mehr aus und schaute durch das Guckloch. Dabei sah ich, daß der Mann trotz seiner Kette aufgestanden war. Er machte damit sogar Sprünge, die den Wagen erschütterten.
Die Kette würde halten, mußte halten, aber gewettet hätte ich darauf nicht, denn ein Blick in das Gesicht des Mannes sagte mir einiges.
Es war nachgedunkelt. Zwei große Augen standen hervor und gaben einen grauen, kalten Glanz ab.
Bei jedem Sprung spannte sich die Kette. Ihre Kraft mußte sich auch auf die Handschellen des Gefangenen übertragen und dessen Arme malträtieren, dies allerdings schien ihn nicht im geringsten zu stören. Er machte mit seinen Turnübungen weiter, auch wenn ich dabei zuschaute.
»Er will, daß wir stoppen«, sagte Sam.
»Und dann?«
»Sucht er die Chance.«
»Da wird er sich verrechnet haben.«
»Weiß nicht.«
Natas machte weiter. Er sprang, er drehte sich dabei, und ich stellte mir die Frage, ob Handschellen und Kette hielten. Immer wieder

bewegte er auch seinen Kopf. Mal schaute er nach vorn, dann wieder zu den Seiten hin, und plötzlich sah ich, wie ein schwaches Leuchten seine Gestalt umhüllte.

Für einen Moment nur, aber das hatte mir gereicht. Slim Guthry mußte tatsächlich mit dem Teufel oder irgendeinem anderen Dämon in Verbindung stehen, denn es gab in seiner Nähe keine Lichtquelle! Meiner Ansicht nach war der Schein von innen gekommen, und er war auch über die Kette hinweggehuscht, als wollte er die Glieder schmelzen.

Dann lachte Natas!

»Scheiße, was ist das?« keuchte mein Fahrer.

»Unser Freund macht Ärger.«

»Was soll ich tun?«

»Vielleicht sollten wir stoppen!«

Sam Wilde mußte einfach lachen. »Mann, Sie haben Humor, wissen Sie, was dann passiert?«

»Nein, und ich will es auch nicht wissen.«

Zum Glück hatte ich mich wieder gedreht und durch das kleine Fenster geschaut. In diesem Augenblick riß die Kette!

Ein Teil hing noch an der Stange, der Rest an den Handschellen, die sich noch auf dem Rücken des Mannes befanden, und das sollte auch so bleiben. Allerdings nicht, wenn ich nicht eingriff. Ich mußte ihn ruhigstellen, entweder durch Gewalt oder die Kraft meines Kreuzes.

Natas hatte sich nicht auf den Beinen halten können. Durch den Schwung des in eine Kurve fahrenden Transporters war er zur Seite gedriftet und auf den Boden gefallen, wo er sich herumwarf und wieder auf die Beine kommen wollte, Mit auf den Rücken gefesselten Händen glich das einem Kunststück.

»Halten Sie an, Sam!«

»Wie bitte?«

»Stoppen Sie!«

»Verdammt, warum das denn?«

Ich hatte bereits meine Tür aufgedrückt, obwohl wir noch fuhren.

Sam Wilde sah ein, daß es mir ernst war. Er stoppte so heftig, daß der Motor abgewürgt wurde. Jetzt war genau das eingetreten, was Wilde hatte verhindern wollen, doch eine andere Chance sah ich nicht…

***

Ich stieg aus dem Fahrzeug und blieb für einen Moment inmitten des grauen Dunstes stehen. Kalte Gespenster umgaben mich, die mit ihren Fingern meinen gesamten Körper abtasteten und weder mein Gesicht noch die Hände ausließen. Die Scheinwerfer brannten noch, doch ihr Licht versickerte rasch im Nebel.

Wilde beugte sich von seiner Seite her zur anderen hinüber. »Wollen Sie wirklich zu ihm, John?«

»Ja.«

»Das ist lebensgefährlich.«

»Kann sein, aber ich weiß mich schon zu wehren.«

Wilde überlegte und nickte dann.

»Gut, Sie sind der Boß, wie ich hörte. Aber Sie brauchen einen Schlüssel.«

»Darum wollte ich Sie bitten.«

Er holte ihn hervor. Versteckt gehabt hatte er ihn in einer Gürteltasche. Ich wunderte mich über den Öffner, denn es war ein Vierkantschlüssel, den er mir in die Hand drückte. Keine Elektronik hielt die Tür geschlossen, aber auch dieses altertümliche Werkzeug konnte durchaus wirkungsvoll sein.

»Ich bleibe am besten hier, nicht?«

»Wie Sie wollen, Sam.«

»Was ist denn überhaupt passiert?« wollte er noch wissen.

Es hatte keinen Sinn, ihm die Wahrheit zu verschweigen. »Er hat die Kette gesprengt!«

»Was!?« Sam Wilde schrie das Wort und erbleichte dabei. Seine Haut sah plötzlich grau aus.

»Deshalb will ich verhindern, daß er sich auch der Handschellen entledigt. Sie verstehen?«

Er gar mir keine Antwort, und ich wollte mich auch nicht länger mit ihm unterhalten, denn die Zeit drängte. Ich hätte nie gedacht, daß dieser Natas dazu fähig sein konnte. Ich hatte ihn unterschätzt.

Vielleicht hatte ihm doch der Teufel diese immense Kraft verliehen.

Ich schlich an der linken Seite des Fahrzeugs entlang. Natürlich horchte ich, aber aus dem Wagen drang kein Geräusch. Wartete Natas auf den günstigsten Augenblick?

Die Gegend war einsam. Schatten wuchsen an der rechten Seite der Fahrbahn hoch. Es waren Büsche und Bäume.

Wie gut und genau das Gehör des Gefangenen war, wußte ich nicht. Sicherheitshalber ging ich so leise wie möglich und war dann auch beruhigt, als ich sah, daß die hintere Tür nicht geöffnet worden war. Sie war fest verschlossen. Er hatte den Wagen also nicht verlassen können. Bevor ich aufschloß, tat ich etwas anderes. Aus Sicherheits- und Schutzgründen hängte ich das Kreuz außen vor die Brust. Sollte er mit dem Teufel unter einer Decke stecken, dann würde er sich vor dem Kreuz fürchten und zurückzucken.

Auch die Waffe lockerte ich. Geweihte Silberkugeln hatten mir schon oft gegen Schwarzblüter geholfen.

Ich schob den Vierkanter behutsam in die dafür vorgesehene Öffnung. Kein fremder Laut umwehte mich. Der Dunst schluckte viele

Geräusche. Deshalb vernahm ich auch das leiseste Kratzen, als der Vierkantschlüssel in die passende Öffnung glitt.
Ich drehte ihn.
Zweimal nach links. Dann hörte ich ein leises Schnacken, probierte es am Griff, der aber ließ sich nicht bewegen, also mußte ich den Schlüssel noch einmal bewegen.
Nach links tat sich nichts mehr, aber zur anderen Seite hin klappte es.
Wieder war das Schnacken zu hören. Ich zog den Schlüssel heraus, steckte ihn in die Seitentasche, probierte es noch einmal, und dann ließ sich der Griff drehen.
Die Tür war offen!
Nichts geschah. Kein Angriff, kein Hinausstürmen dieses Besessenen. Trotzdem ging ich davon aus, daß mich Natas gehört hatte. Sicherlich lauerte er auf eine Chance. Es war eine Situation, wie ich sie mir nicht herbeisehnte. Die Stille, der Nebel, auch die Stille aus dem Fahrzeug. Der Kandidat blieb ebenfalls ruhig.
Schließlich war ich es leid und baute mich so auf, daß ich die gesamte Ladefläche überblicken konnte.
Sie war leer.
Mein Herz schlug schneller. Der Gedanke, daß Natas verschwunden sein könnte, kam mir automatisch. Trotzdem stand ich nicht dahinter, denn es gab noch eine andere Möglichkeit.
Er konnte gut und gern in den beiden toten Winkeln neben der Tür lauern und darauf warten, daß ich eintrat.
Den Gefallen tat ich ihm auch, nur war ich kein heuriger Nase und ging dementsprechend vorsichtig zu Werke. Ich mußte ein Bein anheben, um die Ladefläche zu erreichen. Oben blieb ich stehen, aber es tat sich nichts. Die Stille war wie eine Wand.
Ewig konnte ich in dieser unbequemen Haltung nicht bleiben. Ich mußte weiter hinein, und das ging sehr schnell.
Plötzlich spürte ich, daß er noch in der Nähe lauerte. Licht flimmerte über meinem Kreuz. Ich drehte mich auf der Stelle, der Blick flog in die Ecken der toten Winkel. Ich griff gleichzeitig zur Waffe und war doch nicht schnell genug.
Von der Decke her raste etwas auf mich nieder!
Dort hatte der andere gelauert. Mit einem wuchtigen Schlag wollte er mich ausschalten.
Etwas wuchtete brutal gegen meinen Kopf. Eine Faust und ein Stück Metall. Das Metall wischte an meinem rechten Ohr entlang, dann platzte die Welt vor meinen Augen auseinander. Ein regelrechter Sternenwirbel überschwemmte mich, der sich in zahlreiche Blitze auflöste und dafür sorgte, daß mich die Schwärze fraß wie das Maul eines Raubtieres.

Noch ein Gedanke huschte durch meinen Kopf.
Du hast dich wirklich reinlegen lassen, wie ein blutiger Anfänger. Dieses Wissen nutzte mir nichts mehr…

***

Der Mund des Gefangenen schnappte auf und zu. Er atmete nicht, er hechelte. Er war der große Sieger in dieser Zwei-Mann-Schlacht geblieben, und er sah die Gestalt seines Feindes verkrümmt auf der Seite liegen, unter sich die kalten Metallplatten.
Blut sickerte aus den Haaren des Bewußtlosen und rann bis in den Nacken hinein. Trotz dieser Indizien blieb Natas vorsichtig, er traute dem Frieden erst, wenn er sich von allen Gegebenheiten restlos überzeugt hatte. Das war hier noch nicht der Fall, deshalb umging er in gebückter Haltung den Bewußtlosen.
Es war von ihm keine Reaktion mehr zu erwarten. Auch als Guthry ihn mit dem Fuß anstieß, rührte sich der Mann nicht. Kein Stöhnen drang aus seinem Mund.
Das gefiel dem Killer. Er richtete sich auf wie der große Sieger und bog dabei seinen Rücken durch.
Wieder schob er seine graublaue Zunge auf dem Mund, umleckte die Lippen und dachte dabei nach, wie er diesen Mann am besten umbringen sollte.
Es gab da verschiedene Möglichkeiten. Er konnte ihn mit den Füßen zertreten oder sein Gebiß zu Hilfe nehmen. Es gab aber noch andere Methoden, die nicht nur ihm, sondern auch dem Dämon gefielen, dessen Diener er war.
Wie dem auch sei, er wollte ihn auf den Rücken drehen und in sein Gesicht schauen.
Natas Augen leuchteten wieder in diesem eigenartigen Glanz. Blaß, doch voller böser Vorfreude, was sich auch in dem folgenden Tritt ausdrücken sollte. Das Bein hatte er schon angehoben, er wollte den Bewußtlosen gegen den Hals treten, um ihn herumzuschleudern. Im letzten Augenblick jedoch hielt er inne.
Etwas störte ihn…
Er schüttelte den Kopf, wußte nicht, was es war, und als er zusammenzuckte, ärgerte er sich über sich selbst. Plötzlich brach ihm der Schweiß aus allen Poren. Er merkte, wie nervös er war, der Atem zischte aus dem Mund, glich mehr einem tierischen Keuchen.
Geduckt umging er den Bewußtlosen, immer daran denkend, daß ihn etwas gestört hatte.
Aber was?
Nach der zweiten Runde blieb er stehen und starrte durch die offene Tür nach draußen.
Da war nichts zu sehen. Nur der Dunst wallte in dünnen Schwaden

durch die Landschaft, hin und wieder unterbrochen, als hätten feindliche Hände die Nebelgespenster vor Wut zerrissen.

Daran hatte es auch nicht liegen können.

Was war der Grund?

Wieder näherte er sich dem Liegenden. Sein Blick war böse und stechend geworden, gleichzeitig aber auch ängstlich, denn dieser Regungslose war trotzdem noch sein Feind.

Der nächste Schritt!

Jetzt war er nahe genug, und diesmal überwand er sich selbst und wuchtete den Körper herum.

Der Bewußtlose bewegte sich nur langsam, als wollte er sich in seinem Zustand noch gegen den Hebelgriff stemme. Natas hielt den Kopf gesenkt, sein Mund stand offen, Speichel hatte sich in den Winkeln gesammelt und floß nach unten. Der Blick war starr. Hinter der dünnen Kopfhaut schimmerten die Adern wie dickliche, blaue Würmer, so stark waren sie hervorgetreten.

Er wollte, er wollte…

Plötzlich fuhr er zurück. Mit einer wuchtigen Bewegung riß er die Arme in die Höhe. Sein Gesicht zeigte blankes Entsetzen. Er hatte das Schimmern auf der Brust des Mannes schon bei der Körperdrehung bemerkt und auch den ersten Schmerz erfahren.

Der zweite war mörderisch.

Das Kreuz!

Das verfluchte Kreuz!

Slim Guthry schien von einer anderen Kraft unter Druck gesetzt worden zu sein. Sie wuchtete ihn zurück. Er drehte den Kopf, und er war schnell, aber noch nicht schnell genug für seinen Geschmack. Schließlich gelang es ihm, gegen die Wand zu starren, um nicht für den Bruchteil einer Sekunde auf das silberne Kreuz schauen zu müssen. Die Beine zuckten zurück, der Ausstieg stand noch offen, und das war Guthrys Glück.

Der dritte Schritt war ein Tritt ins Leere. Obwohl er damit hatte rechnen müssen, war er doch überraschend gekommen, und er fiel plötzlich nach hinten.

Mit einem dumpfen Aufschlag landete er auf dem Rücken, wo seine Hände noch immer gefesselt waren. Er dachte daran, daß er sich raffiniert von der Decke nach unten hatte fallen lassen, um den anderen mit den gefesselten Händen bewußtlos zu schlagen, nun aber lag er auf ihnen und mußte sich durch das feuchte Gras des Straßenrandes zur Seite rollen, um die Nähe der Tür zu verlassen.

Auf dem Bauch liegend und nur die Beine bewegend robbte er weiter und fand in einem Gebüsch Deckung.

Dort blieb er liegen.

Er mußte sich von dem Schock erholen, mit dem er wahrlich nicht

gerechnet hatte. Es dauerte eine Weile, bis er es schaffte, wieder nachzudenken. Er kam sich so nackt vor, als wäre die Kraft beim Anblick des Kreuzes aus seiner Seele gefahren. Was ihm da angetan worden war, mußte er einfach als furchtbar ansehen, und die Kälte in seinem Körper verwandelte sich in Eiswasser.

Aber er wollte nicht aufgeben, denn etwas war ihm trotzdem gelungen. Er hatte seine Freiheit zurückerobert, und das war wichtiger als alles andere. Eine Spinne fand wohl Gefallen an ihm und war dabei, über sein Gesicht zu kriechen.

Natas wartete ab, bis sie die Nähe seiner Lippen erreicht hatte. Dann schnellte seine Zunge vor, bekam die Spinne zu packen und holte sie in den Mund. Wenig später zerknackte er das Tier, wobei ein Grinsen auf seine Lippen zurückkehrte, als hätte dieser Vorgang dazu beigetragen, daß es ihm wieder besserging.

In der Tat fühlte er sich gut. Der Teufel ließ ihn nicht im Stich. Er gab ihm die Kraft zurück, er putschte ihn wieder auf, sein Blut schien aus Feuer zu bestehen.

Guthry zog die Beine an, als er auf dem Bauch lag. Dann wuchtete er den Oberkörper hoch, gelangte so in eine kniende Haltung und wollte mit einem Ruck aufstehen, als er die Stimme hörte.

»John, verdammt, wo sind Sie?«

Die Stimme klang sehr unsicher, und der Killer lächelte böse. Natürlich, da war noch der zweite Mann. Sie hatten sich nicht mit einem zufriedengegeben und noch einen Fahrer mitgeschickt.

»John, geben sie Antwort…«

Sinclair gab keine Antwort.

Auch der Killer nicht. Er drehte sich nur etwas zur Seite und stellte dabei fest, daß er den Wagen und auch die Rückseite gut im Blick hatte. Er selbst wurde durch das Gebüsch und den wallenden Dunst gut gedeckt.

Jetzt konnte Sammy Wilde kommen…

***

Die Nervosität darüber, daß John Sinclair so lange verschwunden blieb, hatte bei Sam Wilde für einen Schweißausbruch gesorgt. Er war allein im Fahrerhaus zurückgeblieben, hatte auch die Scheinwerfer ausgeschaltet und kam sich vor wie ein Gefangener. Was draußen geschah, konnte er nicht sehen, was auch nicht gerade beruhigend auf ihn wirkte.

Ein nebliger Fluß trieb draußen vorbei. Sanfte Wellen, die nichts aussagten. Den sah er überhaupt nicht mehr. Er schien in den letzten Minuten wie eine schwarze Fläche in die Tiefe gefallen zu sein, um alles, was ihm nicht paßte, zu überdecken.

Die Nervosität blieb nicht, sie nahm andere Formen an, und eine

davon hieß Angst.

Sam Wilde konnte sonst nichts so leicht erschüttern. Er war ein Kerl wie ein Baum, ein Kämpfer, der sich immer wieder durchgeschlagen hatte, in dieser Nacht war alles vergessen. Da gab es keine kämpferische Vergangenheit mehr, hier zählte nur die Gegenwart, überdeckt von der Person, die hinter ihm auf dem Wagen angekettet saß.

Nein, nicht mehr angekettet.

Er hatte sich befreien können, was in Sams Kopf auch nicht eindringen wollte.

Alles war verkehrt, die Welt hatte sich auf den Kopf gestellt, und John Sinclair hatte nachschauen wollen.

Von ihm hörte und sah er nichts.

Er schielte auf die Klappe. Er brauchte nur den Arm zu heben und sie zur Seite zu schieben. Dann hätte er sehen können, was sich auf der Fläche abspielte, aber Sam traute sich nicht.

Etwas hielt seinen Arm zurück, als hätte man auf ihn ein schweres Gewicht gelegt.

War es die Vorsicht, die innere Stimme? Sollte er vielleicht den Wagen verlassen und fliehen?

Seine Gedanken wurden abrupt unterbrochen. Er hörte ungewöhnliche Geräusche von der Ladefläche her und merkte auch, daß sich das Fahrzeug schaukelnd bewegte.

Sam Wilde erstarrte!

Der Sitz unter ihm hatte sich in eine glühende Herdplatte verwandelt, die noch mehr Hitze abstrahlte und dafür sorgte, daß sich der Schweiß auf der Haut verdichtete.

Er war völlig durcheinander und wußte nicht mehr, was er tun sollte. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken, sie liefen im Kreis und zugleich kreuz und quer.

Er hörte sich laut atmen und bekam wie am Rande mit, daß die Bewegungen aufgehört hatten.

Das Fahrzeug stand still.

Zu still für ihn, beinahe totenstill…

Sam Wilde hielt es in seinem Fahrerhaus nicht mehr aus. Das war so etwas wie eine stählerne Gruft mit Fenstern. Die Luft roch nach seinem Schweiß, er mußte einfach weg, egal, was auch passierte.

Zudem wollte er unbedingt wissen, was mit seinem Begleiter geschehen war. Dieser Sinclair war kein Supermann, zudem hatte Sam ihn gewarnt, denn er kannte die Brutalität eines Slim Guthry.

Gegen ihn anzukommen, war verdammt schwer…

Wilde drückte die Fahrertür auf. Er hatte den kleinen Schalter umgelegt, so daß kein Licht anging, als er die Tür aufdrückte. Geister umwallten ihn, kamen ihm entgegen, drangen in seinen Mund und

auch durch die Nasenlöcher ein und breiteten sich in seinem Körper aus, als wollten sie ihn unter Kontrolle nehmen.

Neben dem Fahrzeug blieb er stehen. Sinclair war an der Beifahrerseite entlanggegangen, er würde an der anderen bleiben und hoffte inständig, den Mann noch lebend zu erwischen.

Der Belag der Fahrbahn kam ihm weich vor. Es konnte am fließenden Dunst liegen, der den Eindruck erweckte, als schritte ein Mensch durch einen Fluß.

Sam Wilde war vorsichtig, und er verfluchte innerlich seine Berufsregeln und Vorschriften. Es war ihnen nicht erlaubt, im Zuchthaus eine Waffe zu tragen, und er hatte auch keine mitnehmen dürfen.

Jetzt wünschte er sich eine herbei, weil er befürchtete, sie bald einsetzen zu müssen.

Der Mann erreichte die Rückseite des Transporters und stellte mit einem Blick fest, daß die beiden Türhälften nicht geschlossen waren. Es war für ihn keine Überraschung, das hatte so sein müssen, anders verhielt es sich mit der Stille, die ihn sehr mißtrauisch werden ließ. Aus dem Fahrzeug hörte er kein Geräusch. Es ließ darauf schließen, daß beide Männer den Wagen verlassen hatten. Oder aber…

Er wollte nicht weiterdenken. Wildes Kehle verengte sich. Als dicker Klumpen saß plötzlich der Schleim darin. Hinzu kam das Gefühl, sollte Sinclair tatsächlich etwas passiert sein, den Killer in der näheren Umgebung zu wissen.

Scheiße! Scheiße - huschte es durch seine Gedanken. Er traute sich noch nicht, in den Wagen hineinzuschauen, in dem noch immer Licht brannte. Es gab den ersten Nebelschwaden eine geheimnisvolle Farbe.

Geräusche vernahm er nicht. Keine fremden Laute, nicht das Schleichen irgend welcher Füße über den Boden, es fuhr auch kein Wagen die Strecke, so kam er sich vor wie der einsamste Mann auf der Welt.

Und es war Halloween…

Die Nacht der Geister und Dämonen. Stunden, in denen sie freikamen und ihre Welt verließen. Alles nur Aberglaube, das hatte auch Wilde bisher angenommen.

Nun dachte er anders darüber.

Kein Aberglaube. Slim Guthry war jemand, der es geschafft hatte, sich einen bestimmten Namen zu geben. Unter ihm war er zu einer traurigen Berühmtheit aufgestiegen. Da mußte etwas dran sein.

Wärter wie Wilde hatten über das seltsame Verhalten des Zelleninsassen nur den Kopf geschüttelt, bald aber einsehen müssen, daß mehr hinter diesem Verhalten steckte, als sie angenommen hatten.

Es gab den Teufel!

Daran hatte Wilde immer geglaubt. Das hatten ihm auch seine Eltern und Großeltern stets gesagt, die sehr gläubig waren und immer in die Kirche gingen. Seine Großeltern allerdings hatten den alten Aberglauben nicht vergessen. Sie glaubten auch an Dämonen oder an die Kunst des Voodoo, obwohl sie es nie öffentlich zugegeben hätten. Einiges von dem, was sie immer behauptet hatten, war auch bei Sam hängengeblieben.

Er mußte sich selbst einen Ruck geben, um so weit zu gehen, daß er in den Wagen hineinschauen konnte. Das Licht zeigte ihm alles. Und er blieb stehen wie vom Blitz getroffen.

Sam Wilde sah Sinclair liegen.

Auf dem Rücken lag er da wie tot. Wilde sah das Schimmern eines Gegenstandes auf der Brust und erkannte bei genauerem Hinschauen, daß Sinclair ein Kreuz trug.

Das hatte er zuvor bei ihm nie gesehen. Dieses Kreuz war so etwas wie ein Hoffnungsträger für den Wächter. Vielleicht hatte es Sinclair auch Glück gebracht.

Aber wo steckte der Killer?

Sam kletterte in den Wagen. Er blieb geduckt, beinahe auf allen vieren und vorsichtig näherte er sich seinem Ziel, um dann den nächsten Schock zu erleiden.

In den Haaren des Mannes schimmerte Blut.

Also doch tot?

Der Schreck saß tief. Sam traute sich zunächst nicht näher an seinen Kollegen heran. Er mußte sich überwinden, zitterte und betete innerlich, saß sich seine Befürchtungen nicht bestätigten. Dann hörte er den Stein poltern, der ihm vom Herzen fiel.

John Sinclair war nicht tot. Er lag zwar bewegungslos auf der Ladefläche, doch er atmete und war in eine tiefe Bewußtlosigkeit gesunken.

Natas!

Ein Name, ein Begriff. Einer, der sich in Sams Gehirn eingebrannt hatte. Er hatte es geschafft, Sinclair zu überwinden. Er hatte ihn niedergeschlagen, obwohl er gefesselt gewesen war.

Gefesselt?

Das wollte Sam nicht mehr glauben. Natas mußte es geschafft haben, sich zu befreien, und sicherlich hatte er auch die Zeit genutzt, die ihm geblieben war.

Er war weg, er war geflohen. Davon ging Sam aus, und es erleichterte ihn auch. Er atmete tief durch. Ja, er war erleichtert darüber, daß er mit ihm nichts mehr zu tun haben würde. Es war ihm auch egal, er wollte nur raus aus dieser Einöde.

Sam drehte sich um. Er wußte, was er zu tun hatte. In den Wagen steigen, ihn starten und bis zum nächsten Ort fahren, wo es ein

Telefon gab. Da konnte er dann die entsprechenden Schritte einleiten.
Einen letzten Blick warf er auf den Bewegungslosen, dabei nickte er. Es stimmte. Sinclair war nicht tot, nur bewußtlos. Er hatte einen Schlag gegen den Kopf bekommen.
Wilde zog sich zurück. Es war schon erstaunlich, wie geschmeidig und leise sich der riesige Mann bewegen konnte. Dennoch ließ ihn die Furcht nicht los. Immer wieder überschwemmte sie seine Gedanken und erklärte ihm, daß da noch etwas war. Er hatte nicht alles gesehen, es würde etwas nachkommen.
Er kletterte aus dem Wagen.
Als seine Hände die Türen berührten, um diese zu schließen, hörte er etwas.
Ein Geräusch - okay. Es paßte nicht hierher. Ein Keuchen, ein Knurren, als befände sich ein Raubtier in der Nähe.
Er drehte sich langsam um.
Nebel, Dunkelheit. Das wenige Licht reichte nicht aus, um eine gute Sicht zu gewährleisten. Aber der Dunst lebte. In ihm steckte etwas. Wilde hatte sich das Geräusch nicht eingebildet. Da war etwas verborgen, etwas Schlimmes.
Aber wo?
Plötzlich war die Angst wieder da.
Der Mann wollte weg. Ihn interessierte auch Sinclair nicht mehr. Jetzt dachte er nur daran, sein eigenes Leben vor dieser unheimlichen Bedrohung in Sicherheit zu bringen.
Neben dem Fahrzeug blieb er stehen, um sich zu orientieren. Er sah nichts, nur Schatten. Hell, dunkel, mariniert, fließend. Sie rollten, sie gaben keinen Laut ab. Sie schwammen über die Erde hinweg, und sie waren wie tödliche Krallen.
Sie kamen auf ihn zu, drangen in seinen Körper ein. Da verstärkte sich die Furcht. Und wieder schoß ihm der Begriff Halloween durch den Kopf.
Die Nacht der Geister…
Die Nacht des Todes!
Er hörte sich heftig atmen.
Oder war es ein anderer?
Der Nebel umgab ihn, aber in ihm steckte etwas, das sich nicht bewegte. Es war erschienen wie ein Halloween-Geist, aber ohne glühende Augen oder gespenstische Lichter.
Kein Geist!
Sam Wilde wollte schreien, seine Bemühungen erstickten in der Kehle, denn der Schatten handelte.
Für Sam Wilde gab es keinen Ausweg mehr!

***

Ich erwachte!

Und diesmal war es nicht wie immer. Ich war nicht gefesselt, ich hatte seltsamerweise auch keine große Mühe, mich zurechtzufinden, denn schon Sekunden nach diesem Erwachen war mir klar, wo ich lag und was geschehen war.

Die Hände fuhren über meinen Körper. Natürlich rutschten sie an der Brust entlang, wo das Kreuz lag. Als meine Finger den silbernen Talisman umschlossen, durchströmte mich sofort eine gewisse Ruhe.

Deshalb setzte ich mich hin - und bemerkte erst jetzt den Schmerz, der wie eine Flamme durch meinen Kopf schoß. Die Stiche waren wie glühende Spinnenbeine. Ich hörte mich selbst stöhnen, verzog das Gesicht und tastete danach meinen Kopf ab.

Die Verletzung war zu fühlen. Das feuchte Blut klebte in meinen Haaren, und auch mein rechtes Ohr hatte etwas abbekommen. Es schmerzte und war zugleich mit einer dünnen Kruste eingetrockneten Blutes bedeckt.

Mein Schädel hatte schon einiges ausgehalten, und so fand ich mich rasch mit den neuen Gegebenheiten ab.

Mich umgab die Leere eines Gefangenentransporters, dessen rückseitige Tür nicht geschlossen war.

Ich wunderte mich darüber, auch die Tatsache, daß ich noch lebte. Eigentlich hätte mein Gegner mich, den Bewußtlosen, leicht töten können.

Er hatte es nicht getan. Warum nicht?

Bei diesem Gedanken senkte ich meinen Blick und sah das silbrige Schimmern auf meiner Brust.

Es mußte am Kreuz gelegen haben. Ja, das war es. Mein Kreuz hatte mir den nötigen Schutz verliehen.

Für einen Moment schloß ich die Augen und atmete tief durch. Kein Schwindel erfaßte mich, nur noch ein leichtes Drehen, das sich allerdings verstärkte, als ich auf die Beine kam. In den folgenden Sekunden taumelte ich über die Ladefläche, stützte mich an der Wand ab und kriegte meinen Atem unter Kontrolle.

Nun kletterte ich nach draußen.

Das Gras war hoch und feucht. Es klebte an meinen Füßen. Noch immer umwallte mich der Dunst.

Es war nicht dichter geworden, was ich als gutes Omen ansah.

Ich ging einige Schritte auf die Straße zu und blieb dort stehen. Kein Schwindel plagte mich mehr, und ich nahm mir vor, endlich richtig nachzudenken.

Während meiner Bewußtlosigkeit mußten bestimmte Dinge passiert sein. Zum einen war der Gefangene verschwunden. Er hatte es geschafft. Ich war derjenige, der ihn hatte entkommen lassen, aber es kam noch etwas hinzu. Auch von meinem Begleiter Sam Wilde

entdeckte ich nicht die geringste Spur. Ich mußte beide suchen und leuchtete mit meiner kleinen Lampe die Umgebung ab. Noch gab mir der Dunst die Chance, etwas erkennen zu können, nur Wilde entdeckte ich nicht. Weder tot noch lebendig. Auf meinem Weg hatte ich mich dem Fahrerhaus genähert, um dort einen Blick hineinzuwerfen.

Es war leer.

Und somit war auch meine letzte Hoffnung zerplatzt, Sam Wilde auf dem normalen Weg zu finden.

Der andere war schlimm. Es gab nur den einen, ich wußte Bescheid und ging einfach davon aus, daß der gute Sam nicht mehr am Leben war. Der Killer hatte ihn geholt, im Gegensatz zu mir war Sam nicht durch ein Kreuz geschützt.

Dieses Wissen machte mich wieder schwach. Ich lehnte mich gegen das Fahrzeug und hätte am liebsten meinen Kopf immer wieder gegen das Blech gehämmert. Ich ärgerte mich über meine eigene Dummheit. Ich hatte versagt und nicht aufgepaßt. Ich hätte wissen müssen, daß dieser Mensch, der sich Natas nannte, seinen Namen nicht grundlos gewählt hatte.

Tatsache blieb, daß er verschwunden war. Und von Sam Wilde war ebenfalls nichts mehr zu sehen.

Ich konnte nicht unbedingt davon ausgehen, daß er noch lebte. Ich hatte das Glück durch den Schutz meines Kreuzes erfahren, stand aber jetzt allein zwischen zwei Dörfern auf freier Strecke und wußte nicht, wo ich mit der Suche beginnen sollte.

Natürlich hatte sich Slim Guthry abgesetzt. Dabei konnte er noch unter verschiedenen Möglichkeiten wählen, wobei ich mehr davon ausging, daß er versuchen würde, London zu erreichen, denn allzu weit lag diese Stadt nicht entfernt. Und dort fand er tausend Verstecke.

Ich gehörte nicht zu den Menschen, die ihre Niederlagen nicht eingestanden. Deshalb wollte ich zuerst meine Dienststelle informieren, das hieß in meinem Fall Suko.

Man konnte ja von diesen tragbaren Telefongeräten behaupten, was man wollte, aber stabil waren sie nicht. Durch meinen Aufprall hatte auch das Handy gelitten, und zwar so stark, daß ich es wegwerfen konnte. Wütend schleuderte ich es nach dem Einstieg auf den Beifahrersitz.

Die Tür an der Rückseite hatte ich geschlossen. Ich mußte in den nächsten Ort, wo ich telefonieren konnte. Dunkelheit und Nebel täuschten über die Zeit hinweg. Es war inzwischen Abend geworden.

Diese Nacht würde anders werden als die anderen. Wir hatten Halloween, dieses Fest war bei uns in den letzten Jahren immer mehr in Mode gekommen.

Die Nacht der Geister, der Dämonen.

Ein Spiel, mehr nicht.

Es ging leider auch anders, wie ich wußte und nun befürchten mußte. Natas hatte sich in dieser Nacht neue Opfer für den Teufel geholt.

Verdammt auch!

***

Der Ort hieß Quindon, und die Vertreter dieser kleinen Gemeinde waren froh, nicht in London zu wohnen, aber auch nicht zu weit von dieser Metropole entfernt zu sein. Wenn sie Lust hatten, dort einzukaufen, machten sie halt diesen Ausflug. Die Verantwortlichen in Quindon achteten auch darauf, daß finanzstarke Londoner kein Land in ihrer Gemeinde kauften, um sich auf diesen Grundstücken Paläste zu bauen, die den Rahmen sprengten.

Man wollte unter sich bleiben, und man blieb unter sich und die Gemeinschaft hatte sich gefestigt.

Jeder kannte hier jeden. Der gewählte Bürgermeister kam ebenso gut mit den Bewohnern aus wie der Polizist.

Natürlich feierte man auch in Quindon Halloween. Die Kinder und Jugendlichen hatten schon eine mörderische Nacht angekündigt.

Geister und Dämonen sollten von Quindon Besitz ergreifen und wie ein Unwetter über die kleine Gemeinde kommen, damit die Menschen in den Hintergrund traten.

Einige Bewohner erinnerten sich noch gut an die letzte Halloween-Nacht, und diese Erinnerungen waren nicht nur positiv. Einige Jugendliche, sie stammten nicht einmal aus Quindon, hatten randaliert. Scheiben waren zu Bruch gegangen, eine Straßenlaterne durch Steinwürfe zerstört worden, und selbst Konstabler Preston hatte den Randalierern zuerst hilflos gegenübergestanden.

Mit Hilfe einiger Bürger hatten sie die Randalierer dann überwältigen und einsperren können. Am anderen Tag waren sie freigelassen worden, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten.

So etwas wollten die Bewohner von Quindon nicht noch einmal erleben. Jeder hatte deshalb mit Argusaugen darauf geachtet, ob sich nicht irgendein Fremder in den Ort verirrte, aber es war den ganzen Tag über ruhig geblieben. Gegen Abend hatte dann der Dunst den kleinen Ort erreicht. Seine blaß-grauen Fahnen zogen durch die Straßen.

Obwohl sich keine Fremden gezeigt hatten, war der Konstabler sicher, daß eine lange Nacht vor ihm lag. Er würde keinen Feierabend machen, sondern durch das Dorf patrouillieren und immer wieder nach verdächtigen Gestalten Ausschau halten.

London lag nicht weit entfernt. Wie leicht konnten die Typen vom letzten Jahr bei diesem Nebel einsickern.

Preston gehörte zu den Menschen, die ein halbes Jahrhundert bereits überschritten hatten. Er war jemand, der nie geheiratet hatte und ein Junggesellendasein führte, das ihm gefiel. Über seinen beiden kleinen Diensträumen, zu denen auch ein winziger Zellentrakt gehörte, befanden sich seine Privaträume. Das Haus war ihm von der Gemeinde zur Verfügung gestellt worden, und was nach seiner Pensionierung in mehr als zehn Jahren war, das interessierte ihn nicht.

Ihm ging es gut, und dafür sorgte auch die Wirtin vom »Goldenen Hasen«, die sehr gut kochte.

Wenn möglich nahm der Konstabler zweimal am Tag dort sein Essen ein, was sich auch auf seine Figur niederschlug. Der Bauch konnte schon als ansehnlich bezeichnet werden. Bei Maggie schmeckten selbst die einfachsten Gerichte, und an diesem Abend gab es für den Konstabler Spiegeleier, Kartoffeln und Spinat. Als Stammgast bekam er einen Sonderpreis und nach dem Essen stets einen Brandy zur Verdauung. Es gab noch zwei weitere Gasthöfe im Ort, aber Maggie war eben die beste Wirtin. Sie hatte den Laden im Griff.

Eine große, schlanke Frau mit grauen, kurzgeschnittenen Haaren, die immer nur Jeans trug und mit einem weiten Pullover ihren Oberkörper verhüllt hatte. Hinter der Brille blitzten graue Augen. Maggie erzählte gern, aber in einem Ort wie Quindon gab es nicht viel zu berichten, so lauerte man auf den Klatsch über die Nachbarn.

An diesem Abend war es anders. Da lag der Ort eingehüllt in eine ungewöhnliche Stille. War es nur die Freude auf das Halloween-Fest?

Vielleicht die vage Furcht vor der kommenden Nacht? Alles war möglich.

Als der Konstabler den Teller geleert hatte, setzte sich Maggie zu ihm an den Tisch. Ihr Mann Tim hatte im Keller zu tun, er wollte dort aufräumen, und Maggie, die zwei Brandygläser abstellte, lächelte Preston zu. »Na, hat es geschmeckt?«

»Da fragst du noch?«

»Hätte ja sein können.«

Preston schob den Teller zur Seite. Mit einer Papierserviette wischte er über seine Lippen. »Wer so kocht wie du, der sollte hier eigentlich nicht versauern und es in der Stadt versuchen.«

»Ach.«

»Ja, das meine ich.«

»Und was ist mit dir?«

Preston lachte und deutete auf seinen Bauch. »Ich bin froh, daß du nicht gegangen bist.«

»Eben.«

»Obwohl du aus London stammst.«

»Tim hat mich hergeholt. Das ist dreißig Jahre her, und ich bin froh,

hier in Quindon zu sein.«

Der Polizist runzelte die Stirn. »Du hast nichts bereut?«

»Nie und nimmer.«

Auf dem ebenfalls runden Gesicht des Mannes breitete sich ein Lächeln aus. Er streckte den Arm aus und packte mit zwei Fingern das Glas. »Darauf wollen wir trinken. Cheers, Maggie!«

Sie hob ihr Glas ebenfalls an und nickte. »Auf daß sich die Ereignisse der letzten Halloween-Nacht nicht wiederholen.«

Preston gab erst Antwort, als er sein Glas geleert und es wieder weggestellt hat. »Ja, das kannst du wohl sagen. Aber wir haben die Augen offengehalten. Bisher wurde mir noch kein Fremder gemeldet. Oder hat sich bei dir etwas getan?«

»Nein, nichts.«

Preston hob die Augenbrauen. Die Antwort hatte ihm nicht so gut gefallen. »Du sagst das so, als verschweigst du mir etwas. Ist was passiert?«

»Kaum.«

»Maggie!« Preston legte seine Handfläche auf die Finger der Frau. »Nun raus mit der Sprache. Ich kenne dich lange genug, um zu wissen, daß etwas nicht stimmt. Was hast du?«

»Ach, hör auf.« Sie zog die Hand weg. »Das ist vielleicht nur Spinnerei.«

»Ich habe noch Zeit. Meine Runde will ich erst in einer halben Stunde antreten.«

Die Wirtin schaute sich in der leeren Gaststätte um. Es war ein kleiner gemütlicher Raum mit einer relativ niedrigen Decke, die einen hellen Anstrich zeigte im Gegensatz zu den dunkleren Wänden.

Eine Wand war mit Holz getäfelt. Es war die am Stammtisch. Teilweise schon vergilbte Ansichtskarten der Gäste waren daran geheftet worden. »Bevor du gekommen bist, war ich ganz allein.«

»Ohne Tim?«

»Der war schon im Keller.«

»Ach so, ja. Und…?«

Maggie lächelte etwas kantig. »Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber als ich einmal, wirklich nur zufällig, auf das Fenster dort schaute«, sie wies auf die kleine Scheibe, »da sah ich plötzlich ein Gesicht, das in die Gaststätte schaute.«

Da Maggie nicht weitersprach, stellte der Konstabler eine Frage. »Wer war es denn?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber du hast das Gesicht gesehen.«

»Ich bin mir da ziemlich sicher.«

»Und es hat keinem gehört, den du kennst? Keinem aus dem Dorf - oder?«

»Nein, aber…« Sie hob die Schultern und drehte ihr leeres Glas. »Ich denke auch, daß es das Gesicht einer fremden Person war.«

»Jung, alt…?«

Maggie mußte lachen. »Denkst du, daß die Typen vom vergangenen Jahr wiederkommen?«

»Möglich ist alles.«

»Nein, nein, Paul, das war es nicht. Damit hatte dieses Gesicht nichts zu tun. Es gehörte einem anderen. Leider habe ich es nicht lange genug sehen können, denn es war ziemlich schnell wieder verschwunden.«

»Kannst du es denn beschreiben?«

Maggie überlegte. »Tja, das ist nicht ganz einfach, ich will auch nichts unüberlegtes sagen…«

»Bring uns noch zwei Brandy auf meine Rechnung.«

»Gut.« Sie stand auf und kam mit der Flasche zurück. Bis zum Rand füllte die Wirtin die Gläser.

Man mußte schon ruhige Finger haben, um sie anheben zu können. Maggie schaffte es nicht, und etwas von der bräunlichen Flüssigkeit schwappte über.

Sie leerten die Gläser. Der Konstabler meinte, daß Maggie nervös wäre, als sie ihre Finger an den Jeans trocken wischte. »Das liegt bestimmt an dem Gesicht.«

»Kann sein, Paul.«

»War es denn so schrecklich?«

Maggie dachte nach. »Irgendwo schon. Es war ein Gesicht, zu dem auch ein haarloser Schädel gehörte. Jetzt kannst du meinetwegen lachen, aber so habe ich ihn erlebt. Glatzköpfig, und ich sah Augen, die mir Furcht einjagten. So anders…«

»Wie anders?«

»Das kann ich nicht beschreiben. Als wären einem Menschen unnormale Augen- eingepflanzt worden. Ist natürlich Quatsch«, sagte sie, mit einer Hand abwinkend. »Aber so habe ich es erlebt.« Sie schüttelte sich für einen Moment, schaute ihren Sitznachbarn an, auf dessen Gesicht sich ein breites Lächeln ausbreitete.

»Du nimmst mich nicht ernst, wie?«

»Doch, Maggie, ich glaube dir, was du gesehen hast. Aber hast du vergessen, daß wir Halloween haben?«

Die Wirtin saß für einen Moment unbeweglich. »Das hatte ich da in der Tat.«

»Eben. Jemand hat sich schon verkleidet, schaute in den Gastraum und wollte dir einen Schrecken einjagen.«

»So wird es sein.« Maggie hatte zwar gesprochen, aber es hatte sich nicht so angehört, als wäre sie von ihren eigenen Worten überzeugt. Da steckten noch immer tiefe Zweifel in ihr, die der Konstabler auch

nicht nähren wollte.

Er schaute auf seine Uhr und sagte: »Für mich wird es Zeit, meine erste Runde anzutreten. Ich denke, daß auch bald die Gestalten in den Straßen erscheinen werden. Ich möchte ihnen noch einmal erklären, daß sie nichts zerstören sollen. Zuvor gehe ich noch mal zurück in mein Büro. Du schreibst an?«

»Klar, am Samstag wird abgerechnet.«

»Gut.« Preston stand auf. Er strich über seinen Bauch. »War mal wieder super, Maggie. Wärst du nicht schon mit Tim verheiratet, ich glaube, ich wäre schwach geworden.«

Sie drohte ihm mit dem Finger. »Ich möchte nicht nur wegen meiner Kochkünste geheiratet werden.«

»Darüber ließe sich reden.«

»Ja, ja, Paul, ich weiß.« Sie drückte den Konstabler in Richtung Tür. »So alte Junggesellen wir du können gut lügen.«

»Das würde mir bei dir nie einfallen, Maggie!« erwiderte der Konstabler beim Hinausgehen.

»Klar, ich glaube dir alles.«

»Du bist einfach zu mißtrauisch.«

»Das hat mich das Leben gelehrt.« Sie schaute über die Straße. Nebel floß in weichen Schlieren zwischen den Häusern dahin. Er hatte keinen Anfang und kein Ende. Er war da, und er würde auch wieder verschwinden. Die Lichter hinter den Fenstern sahen so weit entfernt aus und schwebten wie helle Lappen in der Luft.

»Ich wünsche dir eine gute Nacht, Maggie. Und paß auf die fremden Gesichter auf.«

»Danke, werde ich machen.«

Preston tippte gegen seine Mütze und verließ den Schein der Eingangsbeleuchtung. So wie er über die Straße ging, sah nur ein satter und zufriedener Mensch aus. Bis zu seiner Dienststelle hatte er es nicht weit. Sie lag auf der anderen Straßenseite, und die einsame Lampe über dem Eingang sah aus wie ein heller Kugelkopf. Kinder hatten mal das Gesicht des Konstablers darauf gemalt und Preston damit einen Streich spielen wollen. Diese Kinder waren bereits unterwegs. Er sah sie nicht, aber er hörte sie, denn sie hielten sich jenseits der Hauptstraße auf, und ihr unheimlich klingender Singsang hallte über die Dächer hinweg. Das Wort Halloween kam des öfteren darin vor. Mal schrill und mal dumpf gesungen, aber immer unheimlich klingend, wofür der Nebel sorgte.

Konstabler Paul Preston war kein ängstlicher Mensch. Für eine Halloween-Nacht hatte er nur ein Lächeln übrig - normalerweise, doch an diesem Abend gefiel ihm der Gesang überhaupt nicht. Er machte ihn nervös und reizbar. Preston schalt sich einen Narren und überlegte, woher dieses Gefühl stammen konnte. Möglicherweise lag

es an Maggies Bericht über das Gesicht. Sollte da tatsächlich mehr dahinterstecken, als sie beide angenommen hatten?

Das fehlte ihm noch.

Dieses Einsickern fremder Typen aus der Großstadt, die sich einen Ort wie Quindon für ihre Spiele ausgesucht hatten. Dem wollte er so bald wie möglich einen Riegel vorschieben. Und er war auch bereit, seine Waffe mitzunehmen, die in einem Safe in seiner Wohnung lag. Er hatte sie selten gebraucht und hoffte, daß sie noch nicht eingerostet war.

Vor der kleinen Station blieb er stehen. Zur Tür hoch führten drei schmale Stufen. Das Licht gab ihnen einen matten Glanz. Auch die Fenster glänzten, trotz der an ihnen vorbeitreibenden Nebelschleier. Sie waren erst am vergangenen Tag geputzt worden.

Den Schlüssel zur Tür trug der Konstabler in der rechten Seitentasche seiner Uniformjacke. Er holte ihn hervor, ließ die Stufen hinter sich und schloß die Tür auf.

In einem kleinen Flur fand er sich wieder. Er machte Licht. Rechts von ihm führte die schlichte Holztreppe zu seinen Privaträumen hoch. Geradeaus und direkt vor ihm befand sich der Eingang zu seinem Dienstzimmer. Von dort konnte er auch in die beiden Zellen gelangen, die zumeist leer standen.

Auch die Tür des Dienstzimmers schloß er auf, das heißt, er wollte es, und er stellte plötzlich fest, daß sie gar nicht abgeschlossen war. Der Konstabler blieb noch vor der Schwelle stehen und runzelte seine Stirn. Angestrengt dachte er nach.

Hatte er nun abgeschlossen oder nicht?

So genau konnte er sich daran nicht erinnern, und er mußte ehrlicherweise zugeben, daß er schon des öfteren vergessen hatte, die Tür zu seinem Dienstzimmer abzuschließen. Es war also nichts Ungewöhnliches, was er hier erlebte, und trotzdem war er mißtrauisch geworden, denn er dachte wieder an das fremde Gesicht.

Unsinn, du bist keine Memme!

Er drückte die Tür auf, ging einen Schritt nach vorn und blieb urplötzlich stehen.

Zum erstenmal hatte er den Eindruck, nicht mehr allein zu sein!

***

Da ist jemand. Da muß jemand sein. Hier hat jemand einen Einbruch verübt.

Die Gedanken überschlugen sich in seinem Kopf, dabei fing er an zu schwitzen.

Noch immer in der Tür stehend schaute er sich um. Er kannte sein Dienstzimmer so gut wie seine eigene Geldbörse. Er fand sich auch im Dunkeln darin zurecht. An der linken Seite sah er einen kantigen

Schatten. Es war der Aktenschrank. Vor ihm befand sich der Schreibtisch mit dem Telefon darauf. Auch einen Computer nebst Bildschirm und Fax-Gerät hatte man ihm hingestellt, das war alles in Ordnung und hatte seine Daseinsberechtigung. Er konnte die Umrisse auch im Dunkeln erkennen, aber den Eindringling sah er nicht. Vorausgesetzt, es war jemand da.

Er schnupperte.

Ihn störte einfach der Geruch, den er nicht gewöhnt war. Preston hatte den Eindruck, als hätte sich ein fremder Gestank zwischen den Wänden seines Dienstzimmers festgesetzt. Identifizieren konnte er ihn nicht, er war eben fremd.

Seltsam…

Halloween…

Mist, ich will nicht daran denken, sagte sich Preston. Ich will es einfach nicht. Und doch dachte er daran. Dieser Abend und die folgende Nacht waren nicht normal, da turnten die Geister und Dämonen durch den Ort, auch wenn es nur verkleidete Menschen waren, dennoch brachten sie stets ein unheimliches Flair mit.

Vom Flur her fiel wenig Licht in den Raum. Ein schmaler, heller Streifen, mehr nicht. Er erreichte nicht mal den Schreibtisch, sondern versickerte zuvor. Deshalb gab es genügend dunkle Stellen im Raum, wo sich jemand verstecken konnte.

Die Kehle wurde dem Konstabler etwas eng. Er spürte fast körperlich, daß sich eine Gefahr zusammengebraut hatte.

Am liebsten hätte er kehrtgemacht und Verstärkung geholt, um mit einigen mutigen Männern sein Dienstzimmer und die Zellen zu durchsuchen. Aber er hätte sich ebensogut lächerlich machen können. Schließlich war Halloween…

Da war alles anders, ein Gruselspaß.

Nicht bei ihm.

Preston bewegte seine rechte Hand. Sie schleifte leise an der Wand hoch, dem Lichtschalter entgegen. Er fand ihn normalerweise mit traumwandlerischer Sicherheit, nicht jedoch in diesem Fall.

Seine Hand gelangte erst gar nicht bis zum Schalter, denn dicht neben ihm, direkt an der Wand, bewegte sich etwas in die Höhe.

Und dann packten kalte, teigige Finger sein Gelenk, und er hörte eine neutrale, flüsternde Stimme.

»Ich will dein Fleisch…«

***

Zuerst hatte ich schon meine Schwierigkeiten gehabt, mit dem ungewohnten Gefährt zurechtzukommen, aber nach einigen Minuten der Übung klappte es einigermaßen.

Ich kannte den Namen des nächsten Ortes nicht. Ich wußte nur, daß

er noch näher an London lag und ich von dort aus telefonieren konnte. Sollte es in diesem Dorf eine Polizeistation geben, würde ich von dort aus anrufen.

Ich rollte durch einen dichten Dunst, typisch für diese Jahreszeit. Mit einer plötzlich auftauchenden Gefahr mußte ich immer rechnen, deshalb war ich auch sehr konzentriert, was mir schwerfiel, denn die Schmerzen in meinem Kopf waren keinesfalls verschwunden. Immer wieder tuckerte und stach es unter der Schädeldecke. Manchmal so stark, daß ich überlegte, ob ich nicht doch eine Pause einlegen sollte.

Dann aber dachte ich wieder an Natas, und dieser Gedanke lenkte mich von meinen Problemen ab.

Er war entkommen, das stand fest. Aber was hatte er mit Sam Wilde angestellt?

Es lag auf der Hand, daß einer wie Natas einen Zeugen nicht am Leben ließ. Zudem kannte er ihn noch von seiner Knastzeit her, und da waren die beiden sicherlich nicht die besten Freunde gewesen.

Da konnten sich Haß und Frust aufgestaut haben, die sich schließlich in einem kaltblütigen Mord entluden.

Alles war möglich…

Der Dunst blieb, verdichtete sich aber nicht. So gelang es mir dann und wann, einen Blick in den Himmel zu werfen, wenn ich durch dünnere Nebelfelder fuhr.

Der Himmel war klar. Sterne funkelten wie Beobachter. Das Thermometer war gefallen. Meiner Schätzung nach lag es ungefähr fünf Grad über dem Gefrierpunkt.

Die Reifen schmatzten über den Belag. Zu beiden Seiten der Straße zog sich das düstere Gelände hin, mal dichter Wald, dann wieder Wiesen oder Inseln mit Kleingehölz. Größere Höhenunterschiede existierten nicht mehr, denn ich näherte mich bereits der flachen Ebene, in der auch London lag.

Zweimal überfuhr ich auf alten Steinbrücken kleine Flüsse.

Die Lichter blieben. Sie rückten näher. Zwar gelang es mir nicht, irgendwelche Umrisse auszumachen, es würde nicht mehr lange dauern, bis ich mein Ziel erreicht hatte.

Der Blick auf die Uhr zeigte mir, daß es bis zur Tageswende noch drei Stunden waren.

Ein idealer Halloween-Abend, den Kinder und Jugendliche sicherlich auskosten würden.

Nach einer langgestreckten Kurve und kurz vor einer Kreuzung sah ich den Ort deutlicher. Lichter verteilten sich, und ich sah auch welche, die innerhalb der Nebelschwaden tanzten. Es mußten die Laternen der Halloweener sein, die um diese Zeit unterwegs waren. Ein Hase huschte dicht vor den Reifen entlang, als ich den kleinen Ort erreichte.

Erste schuppenartige Häuser flankierten die Straße. Einige standen dicht an den Rändern, andere weiter weg. Der Turm einer Kirche ragte wie ein starker Arm aus dem Dunst, und die übliche Tankstelle an der linken Seite gab es auch. Sie war allerdings geschlossen.

Kopfsteinpflaster löste das Teerband ab. Die schlechte Federung des Wagens verstärkte meine Kopfschmerzen.

Lichter und Stimmen!

Ich hatte die Scheibe an der Fahrerseite ein Stück nach unten gekurbelt. Von der linken Seite her erschien die Gruppe der unheimlichen Gestalten.

»Halloween… Halloween… die Nacht des Schreckens… die Nacht der Geister«, riefen die Kinderstimmen, die sich deshalb so seltsam anhörten, weil die Jungen und Mädchen versuchten, sie zu verstellen. Ich mußte lächeln.

Sie nahmen keine Rücksicht auf mich. Ich hatte den Wagen angehalten, um sie passieren zu lassen.

Ein Junge im bleichen Gewand mit aufgenähten schwarzen Stoffknochen ging an der Spitze. Er trug als Fackel einen auf einer Stange sitzenden ausgehöhlten Kürbis, in dem mehrere Kerzen flackerten, die ihr Licht durch die verschiedenen Öffnungen schickten.

Andere Kinder hatten sich ebenfalls verkleidet. Von der Totenkopfmaske bis hin zum Vampirschädel war so ziemlich alles vertreten, was schön und schaurig war.

Sie blieben auch mitten auf der Straße stehen, glotzten gegen die Frontscheibe des Fahrerhauses, riefen mir ihre schaurigen Flüche und Versprechungen entgegen, tanzten dabei und produzierten Geräusche, die schrill in meinen Ohren klangen, vor allen Dingen auch deshalb, weil ein mit bleicher Farbe angemaltes Mädchen auf einer Mundharmonika eine disharmonische Musik produzierte.

Ich winkte ihnen zu, damit gaben sie sich vorerst zufrieden und gingen ihres Wegs.

Sie fingen hier an und würden jedes Haus im Dorf besuchen. Auf einem Schild hatte ich gelesen, daß ich mich in Quinton befand.

Erst als der letzte, außerdem der kleinste, meinen Wagen passiert hatte, startete ich wieder. Dörfer wie Quinton kannte ich zur Genüge. Ich wußte auch, wo sich die Polizeistation befand, falls es überhaupt eine solche gab. Zumindest in der Mitte des Ortes, nicht weit von der Kirche und den Ämtern entfernt.

Dort wollte ich hin.

Der Wagen rollte durch einen sehr stillen Ort. Ich hielt das Fenster weiterhin offen. Der Gesang der Halloween-Kinder war verstummt oder klang hin und wieder nur in der Ferne auf.

Menschen sah ich weder auf der Straße noch auf den Gehsteigen. Die Erwachsenen blieben in den Häusern. Sie warteten auf den »Besuch«

der Geister, und sie würden diese Geister mit kleinen Gaben beglücken.

Mich und meinen Wagen umfloß der Dunst. Obwohl ich sehr langsam fuhr, war es für mich schwer feststellbar, wo sich die einzelnen Bauten befanden. Ich sah Häuser, Gärten, ein Gasthaus dann wurde die Straße etwas breiter und führte ins Zentrum.

Ich rumpelte mit dem Wagen über das Kopfsteinpflaster, entdeckte ein Gasthaus mit dem Namen »Goldener Hase« und sah dahinter den Turm einer Kirche aufragen.

Für mich war dieser Teil von Quindon das Zentrum, und hier stoppte ich auch.

Parkplätze gab es genug. Ich drückte die Tür wieder zu. Vom Sitzen war ich etwas steif geworden.

Der Dunst berührte mein Gesicht wie ein langes feuchtes Tuch.

In der Gaststätte brannte noch Licht. Dort würde man mir sicherlich meine Fragen beantworten können, doch das war nicht mehr nötig. Als ich mich zur anderen Seite hindrehte, sah ich das Schimmern an einer Hauswand. Dort fiel das Licht einer Außenleuchte auf ein Schild mit der Aufschrift POLICE. Ein Lächeln zucke um meine Lippen. Ich war froh, von dort aus telefonieren zu können und hatte mich auch auf der Fahrt entschlossen, Suko nach Quindon zu holen.

Mit normalen Schritten ging ich auf den Eingang der kleinen Polizeistation zu. Sie war so typisch für viele in unserem Land. Ein Backsteinhaus, unten die Dienststelle, darüber private Räume.

Nicht nur das Außenlicht brannte, auch im Flur war es hell. Das sah ich, weil die Tür offenstand. Ich nahm die drei Stufen und betrat einen kleinen Flur.

Vor mir lag ebenfalls eine offene Tür. An der rechten Seite führten die dunklen Stufen einer Holztreppe in die Höhe.

Hinter der zweiten Tür befand sich das Dienstzimmer des Konstablers. Ich wunderte mich schon darüber, daß dort kein Licht brannte, wurde vorsichtig, blieb auf der Stelle stehen, und ein nicht eben angenehmer, aber mir bekannter Geruch erreichte meine Nase. Auch ein leises Surren war zu hören.

Ich machte Licht!

Plötzlich schwankte die Umgebung vor meinen Augen. Mein Magen wurde steinhart. Das Licht war nicht grell, mir kaum es nur so vor, und ich wußte plötzlich, was da gesummt hatte. Drei dicke Fliegen, die über einer auf dem Boden liegenden Blutlache tanzten…

***

Ich lehnte mich gegen den Türpfosten. In meinem Kopf klopfte es. Ob es die Schmerzen waren oder nicht, konnte ich nicht feststellen, jedenfalls kam ich mir vor, als wäre ein Teil des Bodens unter meinen

Füßen weggezogen worden.

Ich schwamm auf dem Fußboden und brauchte einige Zeit, um wieder in die Realität zurückzufinden.

Sie war grausam genug!

Das Blut stammte von einem toten Kollegen. Er lag in der Nähe seines Schreibtisches am Boden, und sein Körper, halb bedeckt von zerrissener Kleidung, war mit Wunden übersät. Mein Erscheinen hatte die grünlich schimmernden Schmeißfliegen aufgeschreckt. Ich sah und hörte sie nicht mehr.

Dafür drang das entfernte Singen an meine Ohren.

»Halloween… heute ist Halloween…«

Ja, verdammt, heute war Halloween! Ich stand da, ohne mich zu rühren. Der Schock saß tief, verdammt tief, und vor meinen Augen erschien ein Gesicht.

Glatt, bösartig, kaum Haare auf dem Kopf und kalte, bestienhafte Killeraugen.

Das war der Killer.

Und er befand sich im Ort. Er hatte seine erste schreckliche Tat begangen.

Wie hatte ihn der Gefängnisdirektor noch bezeichnet? Mörderisch, ja, er war mörderisch.

Ein Mensch? Eine Bestie? Ein Teufel?

Wahrscheinlich alles zusammen. Diese Killer waren mir nicht neu, ich kannte sie, aber ich war immer wieder überrascht und erschreckt, wenn ich mit ihren Taten konfrontiert wurde.

Nur allmählich wich meine Starre. Ich ging die ersten Schritte in das Dienstzimmer hinein und machte einen größeren Bogen um die Blutlache. Auf keinen Fall wollte ich hineintreten.

Die Schreibtischplatte war halb leergeräumt. Es hatte also einen Kampf gegeben, in dem der Konstabler unterlegen war. Auf seinem Gesicht zeichnete sich noch das Grauen ab, das er in den letzten Sekunden seines Lebens erlebt hatte.

Neben ihm ging ich in die Hocke. Mit den Fingern berührte ich seine Wange. Sie war noch warm.

Lange konnte der Mann noch nicht tot sein. Aber sein Killer hatte Zeit genug gehabt, vom Tatort zu verschwinden und sich zu verstecken.

Ein mörderischer Teufel in Quindon. Es wollte mir nicht in den Kopf, es durfte nicht wahr sein, nicht in dieser Nacht, in der die Kinder unterwegs waren. Für den grausamen Killer eine leichte Beute, denn sie waren wehrlos. Auch der Konstabler hatte es nicht geschafft, gegen Natas anzukommen. Er hatte sich seinen Namen zu recht ausgesucht.

Das Telefon stand noch auf dem Schreibtisch. Ich rückte es ein wenig zur Seite, weil ich beim Telefonieren nicht unbedingt einen Blick auf

die Leiche werfen wollte. Mein Finger zitterte beim Drücken der Tastatur. Ich wählte Sukos Nummer und hoffte, daß er zu Hause war.

Shao war am Apparat. »Ah, du bist es, John.«

»Ja, gib mir Suko.«

»Sofort.« Am Klang meiner Stimme hatte sie erkannt, daß ich nicht eben fröhlich war. Ich setzte mich auf die Schreibtischkante und sah etwas nahe des Schranks auf dem Boden liegen und blitzen.

Es war das Paar Handschellen. Der Killer hatte es weggeworfen um zu demonstrieren, wie frei er war.

»John, was ist denn los?«

Ich atmete zunächst einmal tief durch und begann mit meinem Bericht, der Suko sprachlos machte, denn damit hatte er auch nicht rechnen können.

»Und wir haben dich schon um diese Zeit zurückerwartet«, sagte er.

»Ja, ich weiß.«

»Der Killer ist also frei!«

»Sicher, und es laufen genügend Opfer auf der Straße herum. Halloween, das weißt du ja.«

»Soll ich kommen?«

»Darum wollte ich dich bitten. Tu mir den Gefallen. Ich gebe zu, einen Fehler begangen zu haben, denn ich habe diesen Natas unterschätzt. Aber wer konnte das ahnen?«

»Niemand, John.«

»Eben, das sehe ich auch so.«

»Gibt es einen Treffpunkt?«

»Nein, Suko, ich weiß nicht, wo ich mich aufhalte. Du wirst vielleicht zwei Stunden brauchen und…«

»So lange?«

»Hier ist es neblig. Es ist halt kalt geworden.«

»Mist!«

»Du wirst mich irgendwo finden. Der Transporter steht vor der Polizeistation.«

Er hatte noch eine Frage. »Soll ich Sir James Bescheid geben?«

»Das wird nicht nötig sein. Es ist wichtig, daß du so rasch wie möglichst hier eintriffst.«

»Ich werde mein Bestes tun. Paß auf dich auf.«

»Sicher.«

Ich legte auf, überzeugt davon, genug gesagt zu haben. Zwei Stunden würde mein Freund und Kollege Suko brauchen, um hier zu erscheinen. Ich konnte davon ausgehen, daß in diesen zwei Stunden noch allerhand geschah und sich ein Höllentor öffnete.

Verdammt noch mal, ich kam mit diesem teuflischen Killer nicht zurecht. Ich wußte nicht mal genau, welchen Background er hatte. Es war leicht, alles auf den Teufel zu schieben, aber auch diese Aussagen

waren zumeist modifiziert, denn immer wieder erlebte ich gerade in dieser Hinsicht Variationen.

Obwohl ich es nicht gern tat, schaute ich mir den toten Polizisten noch einmal an.

Seine Wunden sahen schlimm aus. Sie erweckten gewisse Erinnerungen in mir. Ich dachte plötzlich an einen Ghoul, der bei seiner schaurigen Tat gestört worden war.

Hatte ich es bei Natas mit einem Ghoul zu tun?

Die Hand hätte ich dafür nicht ins Feuer gelegt, denn einen Ghoul hätte ich gerochen. Diese widerlichsten aller Dämonen waren zwar in der Lage, eine menschliche Gestalt anzunehmen, aber den ekelhaften Leichengeruch konnten sie nicht ganz überdecken, auch nicht mit Parfüm.

Ich hätte ihn also gerochen.

Kein Ghoul. Was dann?

Hier im Haus würde ich die Antwort wohl kaum bekommen. Ich wurde unsicher, als ich den Dienstraum verließ, im schmalen Flur stand und die nach oben führende Treppe sah.

Durch meinen Kopf huschte eine bestimmte Möglichkeit. Konnte es denn wahr sein, daß ich den Killer möglicherweise bei seiner Tat gestört hatte? Schließlich war der Körper des Toten noch warm gewesen. Wenn er den Wagen gehört hatte, dann war ihm für eine Flucht nicht sehr viel Zeit geblieben. Er hätte das Haus entweder an der Rückseite verlassen können oder aber die Treppe hinaufgehen, um sich in den oberen Räumen zu verstecken. Dort wollte ich nachschauen.

Der Plan ließ bei mir eine Gänsehaut zurück. Verdammt, ich fühlte mich plötzlich nicht mehr so mutig wie noch zu Beginn. Jedes Ächzen der Stufen hinterließ auf meinem Rücken einen neuen Schauer. Ich strich mit der Hand über das Geländer hinweg. In der anderen hielt ich meine Beretta.

Die Mündung wies wie ein weit vorstehendes Auge schräg in die Höhe.

Als ich die erste Etage erreicht hatte, blieb ich stehen. Es war nichts passiert. Zwei kleine Deckenlampen erhellten den vor mir liegenden schmalen Flur. Ebenfalls schmale Türen bildeten die Eingänge zu drei verschiedenen Räumen.

Im ersten sah ich ein Bett, einen Schrank und neben dem Bett einen Stapel Magazine. Es waren Pornos, die sich der Konstabler wohl zu Gemüte geführt hatte.

Im zweiten Raum befand sich die Dusche und ein kleines Waschbecken. In einem schmalen Regal standen Waschmittel und lagen auch einige bunte Handtücher.

Keine Spuren, die auf den Killer hinwiesen. Sicherheitshalber

untersuchte ich auch das Zimmer hinter der dritten Tür. Ich stand in einem kleinen Wohnzimmer, karg eingerichtet, aber mit zwei kleinen Fenstern versehen, durch die ich auf die Straße schauen konnte. Ich blickte auf das Dach des Transporters, über das dünne Nebelschwaden flossen. Schräg gegenüber schimmerte noch immer das Licht am Eingang des Gasthauses. Hinter den Fenstern bewegte sich schattenähnlich eine Frauengestalt.

Ich zog mich wieder zurück. Im Flur leuchtete ich auch die Decke ab, um nach einer Luke Ausschau zu halten. Sie existierte nicht. Da auch kein Fenster offengestanden hatte, mußte der Mörder den normale Weg durch die Tür genommen haben. Er war mir eben zuvorgekommen.

Ich ging über die Treppe wieder nach unten. Die Tür zum Mordzimmer zog ich zu, legte aber wegen der eventuell vorhandenen Fingerabdrücke ein Taschentuch über die Klinke.

Dann ging ich nach draußen, wo die Feuchtigkeit durch die Luft kroch und den Klang der schrillen Kinderstimmen wie auf Bahnen an meine Ohren herantrug.

Ich mochte sie plötzlich nicht mehr hören, denn sie sägten durch meinen Kopf. Weiter links wurde eine Haustür geöffnet. Eine kleine Gestalt in einer bleichen Kutte verließ das Haus und rannte mit harten Schritten in die entgegengesetzte Richtung weg. Ein Nachzügler, der besser im Haus geblieben wäre.

Wo sollte ich warten? Oder besser gesagt, was sollte ich tun? Durch das Dorf wandern, in der Hoffnung, daß mir der Killer über den Weg lief? Oder sollte ich mich in das Fahrerhaus setzen und warten, daß er vielleicht wieder auftauchte?

Nein, das war nicht gut.

Ich mußte eigentlich davon ausgehen, daß der Killer unterwegs war, um neue Opfer zu suchen. Und er würde sich, trotz Dunkelheit und Nebel, auch einsame Orte aufsuchen.

Oder sich nahe der Kinder aufhalten, allerdings so gut versteckt, daß diese ihn nicht sahen.

Ich tendierte zu dieser Möglichkeit hin und nahm mir vor, mich ebenfalls in dieser Nähe der Halloween-Sänger zu verstecken. Zuvor wollte ich noch die Tür des Transporters abschließen.

Ich drehte den Schlüssel, zog ihn wieder aus dem Schloß der Fahrertür, drehte mich weg und stellte fest, daß ich den Wagen an der rechten Straßenseite geparkt hatte.

An dieser Seite wollte ich auch weitergehen.

Ich kam nur zwei Schritte weit, da hatte er mich!

Unter dem Wagen schnellte die griffbereite Klaue hervor, umklammerte blitzartig meinen Fußknöchel und riß mich mit einer einzigen Bewegung von den Beinen.

Diesmal zuckten keine Schmerzstöße durch meinen Kopf, sondern Gedanken. Noch eine Bewußtlosigkeit überstehst du nicht! schrie es in mir, dann prallte ich auf…

***

Durch Quindon schlich der Tod!

Er hatte einen fast haarlosen Schädel und ein schreckliches Gesicht. Natas ging etwas schwankend, als wäre er erschöpft, aber das stimmte nicht. Er befand sich in einer regelrechten Hochstimmung, denn er hatte wieder eine Tat hinter sich gebracht. Die Hölle würde mehr als zufrieden mit ihm sein, das stand fest, und ihr Fürst würde sich vor ihm verneigen.

Der Nebel kam ihm mehr als gelegen. Er war sein Freund, ein Verbündeter, der dafür sorgte, daß er sich ziemlich unbefangen auf seiner Suche nach weiteren Opfern bewegen konnte. Hin und wieder hatte er seine noch blutigen Hände an der Kleidung abgestreift, und als er dann, nahe einer Laterne stehenblieb, hörte er wieder das Singen der Kinder.

Natas' Augen leuchteten auf. Wieder huschte seine graue Zunge aus dem Mund, umleckte die Lippen. Ein Zeichen der Vorfreude, die ihn überkommen hatte.

Singen…

Helle Stimmen…

Kinder…

Neue Opfer!

Der letzte Begriff setzte sich in seinem Gehirn fest. Er bewegte seinen Mund. Die Zähne knirschten dabei aufeinander. Es hörte sich an, als würde Metall über Metall reiben, und er dachte über die Halloween-Nacht nach. Sie wurde als die Nacht des Grauens angesehen, und er wollte dafür sorgen, daß dies nicht nur ein Spruch blieb, sondern tatsächlich eintrat. Den Anfang hatte er bereits gemacht.

Die Kinder sangen noch immer. Sie würden von Haus zu Haus gehen und dort die Bewohner erschrecken.

Die ganze Nacht über würden die Straßen und Gassen von ihrem Gesang widerhallen. Erst wenn die Helligkeit über den Horizont kroch, würde der Gesang verstummen.

Bis dahin aber sollte der Tod reichlich Ernte gehalten haben. Slim Guthry bewegte sich von seinem Standplatz weg. Er tauchte in die Dunkelheit zwischen zwei Buschstreifen ein, die einen schmalen Pfad nicht weit von der Kirche entfernt begrenzten.

Die Kirche haßte er.

Er gönnte ihr keinen Blick. Schon bei einem flüchtigen Hinschauen spürte er die eisige Kälte durch seinen Körper strömen. Nie würde er freiwillig in ihre Nähe gehen, er mußte sich andere Orte aussuchen

und stutzte plötzlich, weil er etwas entdeckt hatte.

Licht, das aus dem Boden kroch.

Natas schüttelte seinen häßlichen Schädel, als könnte er es nicht glauben, aber er war neugierig geworden und näherte sich vorsichtig der Lichtquelle. Seine Augen hatten einen metallenen Glanz angenommen, der Körper verschmolz mit den Dunstreifen. Guthry ging geduckt, als wollte er unter dem Nebel herkriechen, und blieb am faserigen Rand der Lichtquelle stehen. Er schaute nach unten.

Die Lösung war einfach.

Das Licht fiel aus einem Kellerfenster. Und er hörte Geräusche, die darauf hindeuteten, daß sich im Keller ein Mensch aufhielt.

Genau richtig für ihn.

Zwei Schritte ging er zurück. So gut wie möglich schaute er sich um. Natas überlegte, wo er sich befand.

Er rekapitulierte noch einmal den Weg, den er gegangen war, und er kam zu dem Ergebnis, daß er sich auf der Rückseite eines Gasthauses befand, das den Namen »Goldener Hase« trug. An diesen Begriff glaubte er sich zu erinnern.

In einem Ort wie Quindon vertraute ein Nachbar dem anderen. Auch in der Halloween-Nacht wurden wohl kaum die Türen verschlossen, und Hintertüren erst recht nicht. Mit dieser Logik suchte er weiter und fand tatsächlich eine schmale Tür, die er mühelos aufziehen konnte. Zwei Schritte brachten die Gestalt in das fremde Haus, in dem er sich kaum umschaute, da Natas wußte, wo sein Ziel lag.

Er suchte die Treppe nach unten.

Sehr schnell hatte er sie gefunden. Er hörte aus dem Keller Musik, in die sich immer wieder dumpfe Geräusche mit einmischten, als wäre jemand dabei, aufzuräumen oder schwere Gegenstände zu verrücken.

Derartige Laute lenkten ab.

Besser konnte es für den Killer gar nicht laufen…

***

Das Gesicht wollte ihr nicht aus dem Kopf!

Immer wieder mußte die Wirtin daran denken. Paul Preston hatte sie verlassen, und sie hätte ihn gern noch länger in ihrer Gaststätte gehabt, wußte allerdings auch, daß dies nicht möglich war, denn der Konstabler mußte seinem Job nachgehen.

Das Gesicht!

Zu wem gehörte es? Wer hatte sich von außen an das Fenster gestellt und hineingeschaut?

Sie wußte es nicht. Nie zuvor hatte sie es gesehen. Maggie ärgerte sich jetzt, mit Paul nicht über den gesamten Schrecken gesprochen zu haben, den sie bei diesem Anblick empfunden hatte. Der Ausdruck in diesem widerlichen und fremden Gesicht war ihr wie eine finstere

Botschaft vorgekommen, an der sie noch jetzt zu knacken hatte. So etwas Schreckliches hatte sie selbst in irgendwelchen Filmen nicht gesehen, die im Fernsehen liefen, denn dieses Gesicht war einfach echt gewesen und nicht von einem Maskenbildner hergestellt.

Bisher hatte sich Maggie nicht getraut, an das Fenster heranzugehen, an dem sie den Umriß gesehen hatte. Das änderte sich, als sie ein Geräusch hörte. Zuerst ordnete sie es nicht richtig ein, denn der Nebel verzerrte es auch oder gab ihm einen anderen Klang. Schließlich glaubte sie, ein großes Auto gehört zu haben.

Erst als der Motor verstummt war, raffte sich die Frau auf, zum Fenster zu laufen.

Sie blickte hinaus, schräg über die Straße, und sah an der anderen Seite den Schatten.

Dort stand ein Wagen, ein fremdes Fahrzeug. Sehr groß, kantig, düster. Der Anblick jagte ihr Furcht ein. Sie schalt sich selbst eine Närrin. Warum jagte ihr dieser Wagen den Schauer durch den Körper? Es hing alles mit dem Erscheinen des fremden Gesichts zusammen. Auch jetzt, wo es längst verschwunden war, kam sie darüber nicht hinweg. Maggie lenkte ihre Schritte auf die Tür zu, zögerte einen Moment, dann öffnete sie vorsichtig und schaute nach draußen.

Träge wallte der Dunst zwischen den Häusern hindurch. Er verzerrte die Sicht, aber die Häuser auf der anderen Seite konnte sie schon sehen, auch wenn sie wie eine Schattenwand wuchsen, hin und wieder nur aufgehellt von schwammigen Lichtinseln.

Kein Mensch war auf der Straße. Sie hatte auch den Fahrer des Wagens nicht aussteigen sehen.

Vielleicht war sie auch zu spät zum Fenster gelaufen. Als das Frösteln über ihr Gesicht rann, zog sich die Frau wieder zurück. Es war draußen doch kühler geworden, aber auch in ihr steckte eine gewisse Kühle.

Die Kälte der Furcht…

Ihr Mann Tim werkelte noch immer im Keller herum. Am vorherigen Tag war ein Regal zusammengebrochen. Das wollte er an diesem Abend unbedingt reparieren. Tim war ein Mensch, der einfach keine Ruhe fand, wenn er seine Aufgabe nicht erledigt hatte. Dabei wollte er allerdings nicht gestört werden. Spätestens gegen Mitternacht wollte er fertig sein. Das hatte er jedenfalls seiner Maggie versprochen.

Sie spülte derweil, wischte die Theke blank und wienerte auch den großen Spiegel.

Des öfteren warf sie einen Blick auf das Fenster, hinter dem sie das Gesicht gesehen hatte.

Es erschien jedoch nicht mehr.

Und trotzdem vergaß sie es nicht. Diese Szene war vergleichbar mit der aus einem Alptraum, die der Träumer, wenn er erwachte, auch

nicht so rasch vergaß.

Es war schlimm. Sie konnte sich auch nicht immer beschäftigen. Die Stühle hatte sie bereits hochgestellt, und sie überlegte, was sie als nächstes anpacken konnte.

Da gab es nichts mehr zu tun.

Am liebsten wäre die Wirtin ins Bett gegangen. Das wiederum wollte sie auch nicht, denn sie würden in der Nacht noch Besuch von den Halloween-Geistern bekommen. Und die warteten darauf, das eine oder andere Getränk abzustauben.

Also aufbleiben.

Aber nicht mehr allein.

Und wenn sie in den Keller ging, um ihrem Mann bei der Arbeit zuzuschauen? Sie konnte ihm dann auch von dem Gesicht erzählen, obwohl Tim sie sicherlich auslachen würde, denn für derartige Spinnereien hatte er nichts übrig.

Sie steckte in einer Klemme.

Rechts neben der Theke, wo sich auch die Garderobehaken befanden, gab es eine kleine Tür. Dahinter lag der Flur. Durch ihn gelangte man zu den Toiletten, aber auch zur Kellertreppe. Maggie entschloß sich für den Keller. Sie wollte nicht lange bleiben, nur kurz mit einem Menschen sprechen.

Ein Geräusch schreckte sie auf.

Sofort stand die unbeweglich da.

Maggie hatte es genau gehört und dachte darüber nach. Dieses Geräusch mußte von einer schnell zugezogenen Tür verursacht worden sein.

Die Hintertür kam ihr in den Sinn, und sie dachte wieder an das Gesicht. Mit vorsichtigen Schritten und einer Gänsehaut auf dem gesamten Körper verließ die Wirtin den Bereich des Gastraums und blieb an der Kellertreppe stehen.

Musik hörte sie, aber keine anderen Geräusche. Hatte ihr Mann eine Arbeitspause eingelegt?

Maggie runzelte die Stirn. So etwas wie ein Gefühl der Beklemmung überfiel sie, und sie traute sich zunächst nicht, die Treppe nach unten zu gehen.

Schließlich gab sie sich einen Ruck und schlich die Stufen hinab. Lautlos konnte sie sich nicht bewegen, was einzig und allein an den alten Holzstufen lag.

Auf der viertletzten blieb sie stehen und rief den Namen ihres Mannes. Zuerst wohl zu leise, dann lauter, aber Maggie erhielt keine Antwort. Nur das Radio dudelte. Ein Schlager mit Schmusetext drang an ihren Ohren, auf den sie aber nicht achtete.

Da ist etwas passiert!

Die Worte waren da. Sie ließen sich auch nicht vertreiben, denn der

Verstand war in diesen Momenten ausgeschaltet.
Wieder erschien das verdammte Gesicht. Es tauchte so schleierhaft vor ihren Augen auf. Wie von nicht sichtbaren Händen gemalt und an den Rändern zerfasert. In der Mitte des Gesichts sah sie das bösartige Grinsen, und sie konnte auch die schrecklichen Augen erkennen. Sie strahlten Kälte aus.
Kein Schreien, kein Weinen, nur dieses heftige Atmen und Schluchzen, und die Frau wunderte sich darüber, daß sie die Treppe schon hinter sich gelassen hatte.
Es war ihr nicht aufgefallen. Sie stand plötzlich in dem relativ breiten Kellergang, der zugleich wegen seiner hervorragenden Kühle noch als Lagerraum diente, so daß sich die Kisten an den Wänden stapelten. Das alles war vorhanden, es war normal, es kam ihr trotzdem so schrecklich fremd vor.
Und wie eine Fremde setzte auch Maggie ihre Schritte. Bleich im Gesicht, auf dem sich die kleinen Zeichen der Angst - Schweißperlen - abzeichneten.
Da war die Tür!
Nicht geschlossen, nur angelehnt. Hinter dem Spalt brannte das grelle Licht einer Lampe. Die Musik dudelte nicht mehr. Statt dessen erzählte der Moderator einen Halloween-Witz.
Maggie umfaßte die Türkante. Ihre Lippen bewegten sich, doch sie sagte kein Wort.
Ein Ruck, die Tür war offen.
Auf der Stelle blieb Maggie stehen. Sie hatte es geahnt, beinahe auch gewußt, aber die Brutalität des Augenblicks versetzte sie in einen schockartigen Zustand.
Konnte ein Mensch soviel Blut verlieren?
Ihr Mann lag über der Arbeitsplatte. Mehr wollte sie gar nicht sehen. Ihre Hand fuhr hoch zum Mund, preßte sich gegen die Lippen, und die Wirtin machte kehrt.
Sie lief weg und kriegte dabei nicht einmal mit, daß sie denselben Weg wieder zurückging. Sie erreichte auch die Gaststube. Ihre Bewegungen, die auf der Flucht soldatisch exakt gewirkt hatten, schlafften nun ab, wurden müde. Die Füße schleiften über den Boden. Die Frau sah die Tische mit den Stühlen darauf, doch das alles verwandelte sich in einen rasenden Wirbel.
Endlich schrie sie.
Maggie schrie und schrie…

***

Nicht noch einmal bewußtlos werden! Nicht noch einmal außer Gefecht sein.
Dieser Gedanke quälte mich. Er hämmerte durch meinen Schädel. Er

machte mich verrückt, und er sorgte zugleich dafür, daß meine Reflexe reagierten, denn anders konnte ich mir mein Herumwerfen nicht erklären. Es geschah noch in der Luft, und ich prallte mit der Seite zuerst auf den Boden, wobei ich sofort weiterfederte und mich um die eigene Achse rollen wollte, was mir allerdings nicht gelang, denn die verdammte Klaue hielt noch immer meinen Knöchel fest.

Dann kroch er unter dem Wagen hervor!

Ich lag auf dem Rücken, trat mit dem linken Bein auf, was den hünenhaften Mann nicht im geringsten beeindruckte, denn es war Sam Wilde, der sich versteckt gehalten hatte, und nicht der Killer.

Doch gab es einen Unterschied?

Aus meiner liegenden Haltung hervor schaute ich in das Gesicht des Schwarzen. Es hatte sich verändert, und zwar auf eine grausame Art und Weise für mich.

Es war zu einer widerlichen Fratze geworden, obwohl es sich nicht mal verzerrt hatte, doch aus den Zügen und aus den Augen leuchtete der blanke Wahnsinn hervor.

Ja, der Wahnsinn!

Sam Wilde würde nicht mehr normal reagieren. Er würde alles aus dem Weg räumen, was sich ihm entgegenstellte, und er knurrte mich an wie ein Tier. Ich wußte nicht was er durchgemacht hatte, es mußte ihn nur um den Verstand gebracht haben, und er brabbelte einige Worte vor sich hin, während er sich aufrichtete und mich dabei losgelassen hatte. Seinen Oberkörper beugte er nach vorn.

Wie ein gewaltiger Koloß stand er über mir, die Augen auf mich gerichtet, den Mund geöffnet, die Lippen bewegten sich, das Flüstern erreichte meine Ohren.

»Alles töten… nichts mehr sehen… Teufel… er… er… ist der Teufel!« stieß er hervor. »Alle sind Teufel, alle! Du auch, du auch!«

Sein Körper zuckte, und es war eine Bewegung, die mich alarmierte. Wer so reagierte, der stand dicht davor, sich auf seinen Gegner zu stürzen, und auch die sich öffnenden und schließenden Bewegungen seiner Hände sprachen davon.

Was sollte ich tun?

Es gab nur eine Möglichkeit, um ihn zu stoppen. Ich hatte meine Waffe gezogen, saß jetzt auf dem Gehsteig, schaute Sam Wilde an und sagte: »Tu es nicht!«

Er glotzte auf mich nieder. Das Weiße war in seinen Augen zu sehen. Dann wollte er springen.

»Heute ist Halloween… heute ist Halloween… die Nacht der Geister und Dämonen…«

Ich mußte mich schützen, wollte ich am Leben bleiben, deshalb schoß ich.

Der Knall des Schusses mischte sich in den Gesang, und das geweihte

Silber hämmerte in den Körper des Schwarzen. Ich hatte auf den rechten Oberschenkel gezielt und ihn auch getroffen.

Sam kam nicht mehr dazu, mich mit seinem Gewicht zu erdrücken. Der Schlag riß ihm das rechte Bein weg. Er fiel nach hinten, sein Gesicht nahm eine eisige Starre an, dann dröhnte es auf, als er rücklings gegen den Transporter knallte.

Zwar gab ihm diese Wand eine Stütze, aber auf den Füßen konnte er sich nicht mehr halten. Er hatte sich nach rechts zur Seite gedrückt und beide Arme ausgestreckt. Die Hände lagen übereinander und eine Handfläche war auf die Schußwunde gepreßt.

In der Ferne sangen die Kinder ihre Halloween-Lieder. Für mich waren die Texte fremd, sie interessierten auch nicht, denn ich mußte mich um Sam Wilde kümmern.

In mehreren Intervallen sackte er dem Erdboden entgegen, bis ich ihn abstützte und seinen Aufprall dämpfte. Dann saß er ruhig, und seine Nasenlöcher weiteten sich an den Rändern, als er Luft holte.

Noch immer waren die Augen verdreht, so daß ich das Weiße leuchten sah, und aus seinem halb geöffneten Mund drang Speichel.

Sam Wilde hatte unter einem Schock gestanden. Ich rechnete damit, daß ihm der Einschlag der Kugel ebenfalls einen Schock versetzt hatte, und vielleicht war der erste aufgehoben worden, nur deshalb sprach ich ihn an. »Sam, hören Sie mich!«

Er bewegte seine Augen. Allerdings nicht normal, denn er rollte sie, und er traf auch Anstalten, etwas zu sagen, aber seine Stimme versagte. Die Worte, die er mühsam hervorbrachte, blieben ihm im Hals stecken. Er keuchte dafür jämmerlich.

»Sam, was ist geschehen?«

Ich hatte meinen Blick nicht von seinem Gesicht genommen und sah darin das Zucken. Dann schlug seine Zunge hervor. Er fing an zu kichern und nahm zugleich die Hände von seinem Oberschenkel weg.

Dort, wo ihn die Kugel erwischt hatte, war der Stoff dunkel und naß. Das Blut war aus der Wunde gequollen, glücklicherweise nicht als Fontäne, aber ich konnte den Mann hier nicht liegenlassen. Ich mußte ihn ins Haus schaffen, zudem brauchte er einen Arzt.

Viele Gedanken wirbelten hin und her, doch ich kam nicht dazu, den richtigen zu finden.

Etwas anderes geschah!

Schreie gellten über die Straße. Zwar durch Mauern oder Wände gedämpft aber hörbar.

Und ich wußte auch, wo die Schreie aufgeklungen waren. Im Gasthof schräg gegenüber…

***

Blut - Blut an seinen Händen!

Wieder mußte er sie abwischen, aber es machte ihm nichts aus, denn es war das Blut eines weiteren Opfers, und wieder würde sich die Hölle freuen. Er stand im Nebel, den Kopf zur Seite geneigt und dabei leicht nach hinten gedrückt, als suchte er einen über den Himmel wandernden Mond, der ihm Grüße schickte.

Sein Gesicht bewegte sich in der unteren Hälfte. Er kaute, ohne danach zu schlucken. Er streckte seine Zunge hervor, die aus der Höhle glitt wie der Körper eines Aals. Als er sie zurückzog und über seine Zähne bewegte, erklang wieder das metallische Schleifen.

Er kicherte.

Plötzlich sah er ein Bild vor sich. Er saß wieder in der Zelle. Allein in der Dunkelheit. Verlassen.

Nur von Feinden umgeben, aber durch einen Freund beschützt.

Er hatte ihm die Macht gegeben, den Menschen zu entkommen, und er würde weitermachen.

Der Nebel zog träge an ihm vorbei und über die freie Fläche hinter dem Gasthof. Wie feuchte Fesseln umklammerte er den Körper des Killers, der seinen Weg fortsetzte, denn dieser Ort steckte voller ahnungsloser Menschen, die fröhlich waren und sangen.

Ihre hohen Stimmen hörte er genau, aber er wußte auch, daß ihn der Gesang störte.

»Halloween…«

Ja, Halloween. Er war das Halloween-Monster. Er würde sie sich holen. Einen nach dem anderen, und er würde sich auch um den Mann mit dem Kreuz kümmern.

Das gab ihm einen neuen Kraftschub. Plötzlich konnte er sehr schnell laufen, verließ den Bereich hinter dem Gasthof und eilte über die Straße. Auf halber Strecke zuckte er zurück. Gellende Schreie waren zu hören. Sie drangen aus der Gaststube, und der Instinkt sagte dem Killer, daß er Deckung finden mußte.

Er fand sie hinter einem Baum.

Ein Schatten huschte von der anderen Seite her über die Fahrbahn. Es war ein Mensch, der es eilig hatte, die Gaststätte zu erreichen. Er war aus der Deckung des Kastenwagens gekommen, und der Killer erkannte ihn sogar.

Es war der Mann mit dem Kreuz!

Haß, blinder Haß durchwühlte den Mörder! Aber der andere war zu schnell, denn sehr bald fiel die Tür der Gaststätte hinter ihm zu. Später würde er an die Reihe kommen, später…

In Guthrys teuflischem Hirn arbeitete es. Sein Blick richtete sich auf den Wagen. Sofort stiegen die unangenehmen Erinnerungen in ihm hoch. Er sah sich gefesselt und von einer Kette auf der Ladefläche gehalten. Er dachte daran, daß es eine schlimme Zeit gewesen war, eine Zeit, die er haßte, wie er auch den Wagen haßte.

Der Ort war still, bis auf den unheimlich klingenden Gesang der umherstreunenden Kinder und Jugendlichen, die diese Stunden zu ihrem Fest gemacht hatten.
Natas freute sich schon auf sie.
Er würde bald zwischen ihnen erscheinen, auftauchen wie ein Geist mitmachen, vom Tod und von der Hölle singen, einer von ihnen sein, aber ein echter.
»Ich komme«, flüsterte er. »Ich komme noch zu euch. Wartet es nur ab, ihr Sänger…«
Dann lief er vor.
Er ließ sich keine Zeit mehr. Mit langen Schritten hetzte er über die Straße, umweht von den grauen Nebelschleiern. Keiner sah ihn, niemand war bereit, auf die Straße zu schauen. Um den abgestellten Wagen kümmerte sich auch niemand.
Natas erreichte ihn. Sein empfindliches Gehör hatte bereits auf dem Weg zum neuen Ziel etwas wahrgenommen, und seine Nase hatte etwas gerochen.
Da war ein Mensch!
Er hatte einen ihm bekannten Geruch abgestrahlt. Auf keinen Fall war er neu oder frisch. Er hatte ihn schon des öfteren wahrgenommen. Auch im Knast.
Ein Mensch!
Fleisch!
Guthry umrundete die Kühlerschnauze. Er schlich an der Seite entlang, den Blick zu Boden gerichtet, wo er die Gestalt hocken sah. Sie hatte ihn auch schon gesehen und den Kopf angehoben.
Natas hörte das Stöhnen, danach die gestammelten Worte. Dann zeigte er sich. Mit einem großen Schritt näherte er sich dem Mann, drehte sich und blieb vor ihm stehen.
Ein zischendes Geräusch verließ Guthrys Mund!
Sam Wilde starrte ihn an. Er konnte es nicht fassen, den anderen hier zu sehen. Schon einmal war er fast irrsinnig geworden. Er hatte bei dieser letzten Bewegung darum gefleht, am Leben gelassen zu werden. Und dann hatte er gebetet, als er gesehen hatte, daß Flehen allein nichts würde helfen können.
Alte Gebete aus seiner Kindheit. Er hatte Sätze und Worte aus dem Ritual der Heiligen Messe zitiert, und so war es ihm bei der ersten Begegnung gelungen, den anderen zu verscheuchen, obwohl über Sam selbst der Wahnsinn gekommen war.
Er wußte, daß er nicht mehr die Kraft hatte, um neue Gebete zu finden. Sein Körper war ausgelaugt, die Seele ebenfalls, und Natas wußte es auch.
Deshalb grinste er.
Gelassen beugte er sich vor. In seinen Augen stand ein Ausdruck, den

Sam nicht deuten konnte.
Oder doch?
War es Hunger?
Der Hunger nach ihm, den Menschen?
Slim Guthry streckte einen Arm aus. Er suchte das Fleisch auf Slims Wangen, der nicht in der Lage war, auch nur ein Wort zu sagen. Natas grinste böse.
»Fleisch«, flüsterte er, »Fleisch…«
Und dann tat er, was er tun mußte…

***

Ich riß die Tür der Gaststätte auf, als die Schreie verstummt waren. Wahrscheinlich konnte die Frau nicht mehr. Sie war völlig von der Rolle, saß nicht, stand nicht, sondern lag schräg über einem der Tische und hatte ihr Gesicht in den Händen vergraben. Sie schluchzte, sie jammerte, sie nahm die Umwelt nicht mehr zur Kenntnis, sie war völlig fertig.
Ich war schnell gelaufen und blieb dicht hinter der Tür für einige Sekunden stehen, bis sich mein Atem beruhigt hatte. Dann erst ging ich langsam auf die Frau zu, schaute mich dabei sehr genau um, ohne allerdings eine weitere Person entdecken zu können, die mir oder der Frau gefährlich wurde.
Wir beide waren allein.
Ich sah auch keinen Toten, nicht, was diese Person in das Grauen hineingetrieben hätte, aber es mußte etwas Schreckliches vorgefallen sein, davon war auszugehen.
Eine unmittelbare Gefahr bestand nicht, so konnte ich mich zunächst um die Frau kümmern. Ich trat dicht an sie heran, berührte behutsam ihren Rücken, ohne daß sie reagiert hätte. Nach wie vor blieb die Person, von der ich annahm, daß es die Wirtin war, auf dem Tisch liegen, und ein Schütteln durchlief ihren Körper.
Obwohl ich für ihren Zustand Verständnis aufbrachte, war sie doch eine wichtige Zeugin. Sie mußte einfach reden, und sie wehrte sich nicht, als ich sie an den Schultern hochhievte, meinen Arm um sie legte und sie zu einem der Stühle führte, auf den ich sie niederdrückte. Die Frau ließ alles mit sich geschehen. Durch den nach vorn gesunkenen Kopf war es mir kaum möglich gewesen, einen Blick in das Gesicht zu werfen. Als ich es dann tat, sah ich, wie aufgequollen die Haut war. Ihre Augen schwammen in Tränen.
Reden konnte sie in ihrem Zustand nicht. Ich suchte nach einem Mittel, das sie ein wenig zurück in die Realität brachte.
In einem Regal hinter der Theke standen mehrere Flaschen zur Auswahl. Ich entschied mich für einen Whisky, ließ das Zeug in ein Glas gluckern und beobachtete die Person.

Wahrscheinlich hatte sie mich gar nicht zur Kenntnis genommen. Sie weinte und starrte ins Leere.

Die Hände waren ineinander verkrampft, als wollte sie ein Gebet sprechen, doch den Text schien sie vergessen zu haben.

Ich ging zu ihr. Selbst als ich vor ihr stehenblieb, hob sie kaum den Blick.

Ich versuchte es mit einer Ansprache. »Darf ich fragen, wie Sie heißen, Madam?«

Den Namen Maggie verstand ich. Was danach folgte, ging in einem Schluchzen unter.

»Sie müssen etwas trinken«, sagte ich. Es hatte keinen Sinn, wenn ich ihr das Glas in die Hand drückte, sie würde es kaum halten können, deshalb führte ich es an ihre Lippen, kippte es, und der Whisky berührte den Mund, den sie öffnete. Sie tat alles automatisch, und ich war froh, daß sie auch schluckte.

Dabei schüttelte sie sich, hustete auch, aber nicht so schlimm, als daß sie mir den Whisky entgegengespuckt hätte. Sie trank das Glas beinahe leer, rang nach Atem, und ich wartete ab, was in den folgenden Sekunden geschah.

»Wer sind Sie?«

Ich war erleichtert, daß sie mich zur Kenntnis genommen hatte, stellte mich vor und erklärte auch, daß sie keine Angst zu haben brauchte, da ich zur Polizei gehörte.

Maggie nickte nur.

»Deshalb möchte ich auch von Ihnen wissen, was hier geschehen ist, Madam. Warum haben Sie so schrecklich geschrieen? Was ist hier vorgefallen? Ich sehe keinen Grund.«

Sie wartete mit der Antwort. Dann flatterten ihre Lippen, und die ersten Worte rutschten hervor.

»Keller«, flüsterte sie, »der… der… Keller. Das ist es.«

»Und weiter!«

»Tim…«

»Wer ist Tim?«

»Mein Mann…«

Mehr brauchte ich zunächst nicht zu wissen. Ich konnte mir ausmalen, was in diesem Keller vorgefallen war, aber ich wollte mich selbst davon überzeugen, bat Maggie, sitzenzubleiben und entfernte mich dann von ihr. Den Zugang hatte ich schnell gefunden. Vor mir lag die Treppe, deren Stufen ich nicht allzu schnell hinabstieg und in ein düsteres Gewölbe gelangte, das von einem breiten Flur beherrscht wurde.

Mich interessierten nicht die im Flur abgestellten Waren, ich wollte an den Schauplatz des Geschehens, hatte ihn bald erreicht - und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Ich sah Tim.

Oder zumindest das, was dieser verfluchte Killer mit Maggies Mann gemacht hatte.

Es war so furchtbar, daß ich die Augen schloß und Mühe hatte, meine Übelkeit zu unterdrücken. Ich drehte mich wie eine ferngelenkte Marionette um, mein Gesicht war kalkbleich, dann ging ich mit zitternden Beinen zurück in den Flur und hatte das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein, denn eine derartige Grausamkeit hatte meinen normalen Gedankengang einfach erstickt.

In meinem Kopf rumorte es, der Magen war zwar noch vorhanden, aber er lag wie ein Stein irgendwo im Körper. Nicht mal an derselben Stelle wie immer, denn alles war anders geworden in dieser verfluchten und grausamen Welt.

Es fiel mir überhaupt schwer, mir vorzustellen, wo ich mich befand. Daß ich mich in einem Keller aufhielt, der zu einem normalen Haus gehörte, und dieses wiederum in einem normalen Dorf stand, in dem normale Menschen wohnten.

Nein, das stimmte nicht mehr. Es war nicht normal. Hier hatte die Hölle durch einen mörderischen und rücksichtslosen Killer ihre Zeichen gesetzt, und ich war gezwungen, dies zu akzeptieren.

An der Treppe blieb ich stehen. Ich wußte genau, daß die Wirtin über mir auf mich wartete, um getröstet zu werden, doch ich befand mich in einer Situation, in der ich selbst Trost brauchte. Zwei brutale Taten dicht hintereinander, das war kaum zu verkraften. Dieser Natas trug seinen Namen zurecht. Er war ein grauenvolles Monstrum, das kein Pardon kannte, das einfach nicht aufhören wollte zu morden, denn Opfer gab es genug in seiner Nähe.

Quindon war voll davon…

Ich wischte über meine Augen, schüttelte den Kopf, und meine Hand tastete schwerfällig nach dem Geländer auf der rechten Seite. Die Finger umschlossen es hart, was auch sein mußte, da ich nicht mehr normal gehen konnte. Ich zog mich die Stufen hoch und hatte dabei das Gefühl, einen steilen Berg vor mir zu haben.

Schritt für Schritt kam ich voran. Ich hörte die dumpf klingenden Geräusche, die meine Tritte hinterließen, ich spürte wie die Echos in den Ohren vibrierten und die Last auf meinem Rücken immer stärker wurde. Es war kaum zu fassen, ich kam mit diesen Taten nicht mehr zurecht. Am Ende der Treppe fiel mir auf, daß sogar an meinen Schuhen Blut klebte. Ich war aus Versehen in eine der zahlreichen Lachen hineingetreten, und eine Blutspur war ebenfalls vorhanden. Sie führte in die Gaststätte hinein. Maggie mußte sie hinterlassen haben.

Ich folgte ihr mit zitternden Schritten. Nun endlich verstand ich, weshalb die Wirtin in diesen Zustand hineingefallen war.

Sie hörte mich und drehte unendlich langsam den Kopf. Mit der

rechten Hand umklammerte sie den Hals der Whiskyflasche. Den Boden hatte sie auf ihren Oberschenkel gestemmt. Maggie schaute mich mit einem Blick an, den ich nicht einzuordnen wußte.

»War Tim Ihr Mann?« fragte ich und kam mir zugleich dumm vor, diese Frage gestellt zu haben.

»Ja.«

»Ich fand ihn im Keller und…«

Maggie ließ mich nicht ausreden. »Er war dort, weil er noch aufräumen wollte. Ich habe ihn gehört, auch die Musik. Dann aber hörte ich ihn nicht mehr, nur noch die Musik. Ich ging hinunter.« Sie schluckte und starrte ins Leere.

Ich wußte, was kam, hatte mich aber geirrt, denn sie sprach davon, daß sie die Musik abgestellt hätte. »Ja«, wiederholte sie sich. »Ich habe sie abgestellt. Er konnte sie ja nicht mehr hören… er… er…« Das Gesichtverzerrte sich, die Haut erlebte eine Veränderung. Scharfe Falten drangen hinein, ihre Augen nahmen an Größe zu, das Entsetzen stieg hinein, sie stand plötzlich auf, schwankte - und wäre gefallen, hätte ich nicht so schnell reagiert.

Ich fing sie ab, bevor sie auf dem Boden aufschlug. In meinen Armen hielt ich sie fest, schaute in ihr Gesicht und wußte, daß ich eine Ohnmächtige festhielt. Es war das Beste, was ihr hatte passieren können.

Ich bettete die Frau auf den Boden und benutzte eines der Sitzkissen als Unterlage für ihren Kopf.

Es war klar, daß sie in ärztliche Behandlung mußte, wie auch Sam Wilde. Für mich galt es, diesen Satan endlich zu stellen und ihn seiner gerechten Strafe zuzuführen.

Vor dem Eingang der Gaststätte blieb ich stehen. Die Tür hatte ich geschlossen.

Im Ort selbst hatte sich nichts verändert. Der Nebel trieb auch weiterhin durch die Straßen.

Aus der Ferne hörte ich die Stimmen der Kinder. Sie geisterten durch die Nacht und ahnten nicht, in welche Gefahr sie sich dabei begaben. Dort lauerte ein brutaler Mörder, der ausschließlich der Hölle zugetan war, so zumindest war es mir gesagt worden. Ich hätte es akzeptieren können, kam aber trotzdem nicht damit zurecht. Tief in meinem Innern bohrten die Zweifel. War es wirklich so einfach mit diesem Slim Guthry, der sich Natas nannte?

Brauchte man nur mit Asmodis Kontakt aufzunehmen, ihm Morde zu präsentieren, um in der Hölle leben zu können? Es wollte mir nicht in den Sinn, das war zu simpel. Ich ging gefühlsmäßig davon aus, daß noch andere Dinge dahintersteckten.

So einfach war die Magie nicht…

Die Gruppe der Halloween-Sänger hatte diese Gegend noch nicht

erreicht. Sie blieben auch nicht stur auf der Hauptstraße, sondern bogen bei ihrem Gang durch den Ort immer wieder in die kleinen Gassen und Lücken ab, die sich zwischen den Häusern auftaten und breit genug waren, denn hier war Platz genug, um so zu bauen, daß jeder sich wohl fühlen konnte und dem anderen nicht auf der Pelle hockte.

Mit schweren Schritten überquerte ich die Straße. Der Nebel umfloß mich, so daß ich mir selbst wie ein Gespenst vorkam, dessen Tritte allerdings Geräusche hinterließen.

Der Gefangenentransporter sah aus wie ein großer Kasten. Ein stummer Zeuge des Schreckens, in dessen unmittelbarer Nähe ich einen Mann finden würde, der die Begegnung mit diesem Killer zumindest lebend überstanden hatte.

Die erste, die zweite nicht.

Denn als ich ihn sah, da hatte auch ich Mühe, die Fassung zu bewahren…

***

Wenig später saß ich einsam und verlassen in der Polizeistation. Ich hatte mich überwunden und Sam Wilde ins Haus geschafft. Er lag jetzt im Flur, eingerollt in eine Plane, die ich noch gefunden hatte. Ich selbst hockte neben dem Schreibtisch, den Blick starr ins Leere gerichtet und kam mir vor, wie ein Mensch, der auf der Verliererstraße weit nach unten gerutscht war.

Dieser Zustand war mir nicht neu, aber selten hatte er mich so hart erwischt. Drei Tote innerhalb kurzer Zeit, und der verfluchte Mörder lief noch immer frei herum.

Ein Halloween-Monster, das durch den nebelverhangenen Ort schlich und nach weiteren Opfern Ausschau hielt. Er war mir immer einen Schritt voraus gewesen, auch jetzt würde er schneller sein, wenn ich nichts dagegen unternahm.

Okay, auch ich bin nur ein Mensch und keine Maschine, die man aufdreht, um sie zum Laufen zu bringen. In mir befand sich kein Motor, sondern das, was auch einen normalen Menschen ausmacht.

Ein Mensch mit Gefühlen, diese waren jetzt in der letzten Zeit arg strapaziert worden, so daß ich mit mir selbst kaum zurechtkam.

Es brachte nichts, wenn ich verlorengegangenen Chancen nachtrauerte. Ich mußte jetzt etwas tun.

Die Nacht lag noch vor mir, und ich wollte nicht, daß es in Quindon zu weiteren Greueltaten kam.

Wenn nur Suko schon hier bei mir gewesen wäre, hätte die Lage besser ausgesehen, denn vier Augen sahen mehr als zwei. Es würde mir auch nicht gelingen, den Ort zu evakuieren, so etwas brauchte erstens seine Zeit und zweitens eine große Überzeugungskraft. Ich

jedoch war ein Fremder, den man wahrscheinlich für einen Spinner halten würde, obwohl mir die Wirtin hätte beistehen können.

Es brachte nichts, ich war allein, ich würde in der nächsten Zeit allein bleiben, und ich mußte versuchen, den Killer zu finden. Mit müden Bewegungen stand ich auf, und ebenso müde schlurfte ich durch den Flur. Das Licht der Außenlampe gab seinen milchigen Schein ab, durch den der Nebel seine dicken Wolken schickte. Sie sahen aus, als wären sie gelblich und rot gefärbt worden.

Vor der Treppe zündete ich mir eine Zigarette an und blies den Rauch in den Nebel.

Im Moment umgab mich eine bedrückende Stille. Der Nebel ließ keinen Laut zu, und wenn ich mich zu stark auf ihn konzentrierte, dann hatte ich den Eindruck, als würde nicht er wandern, sondern die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Für eine Bestie wie Natas war es das ideale Wetter. Es stand ihm bei, es gab ihm Schutz.

Ich warf die Zigarette weg, trat sie aus und hörte dann wieder den schaurigen Gesang.

Erwachsene hielten sich nicht auf den Straßen und Gehsteigen auf. Diese Nacht gehörte den Halloween-Geistern und natürlich einem verfluchten, menschenverachtenden Killer.

Er war hier in der Nähe, er lauerte irgendwo. Mit jedem meiner Schritte, die ich ging, hoffte ich, näher an ihn heranzukommen…

***

Natas war zufrieden, denn auch das dritte Opfer hatte in dieser Nacht keine Chance gehabt. Er rieb seine Hände, er leckte wieder die Lippen, und er freute sich darauf, daß es noch lange dunkel und neblig bleiben würde.

Zudem hatte er das Glück, nicht erst in die Häuser- eindringen und nach weiteren Opfern suchen zu müssen. In dieser Nacht waren genügend unterwegs, er konnte sie gar nicht verfehlen, und der Gesang hatte ihm den Weg gewiesen.

Hatte, denn jetzt war er verstummt!

Um die Kirche hatte der Killer einen Bogen geschlagen. Er mochte diesen Bau nicht, weil er etwas abstrahlte, das ihm an die Substanz ging. Er haßte sie, und hätte er Feuer speien können, so hätte er sie am liebsten in Brand gesteckt.

Das aber war ihm nicht vergönnt, und so mußte er das Gebäude mit dem großen Turm in Kauf nehmen.

Seine Schritte waren kaum zu hören. Der Nebel saugte die Geräusche auf, zudem trat Natas so leise wie möglich auf, und ihn störte auch nicht die feuchte Kühle, die allmählich seine Kleidung durchdrang.

Er mußte weiter.

Er war wie ein Tier.
Es drängte in ihm.
Er hatte noch nicht genug Blut fließen sehen. Er war der *Kanal.* Er war der Weg zu IHM!
Ein Lächeln huschte über seine Lippen. Dann bewegte er den Mund. Leise drangen die Worte daraus hervor. Für Fremde möglicherweise unverständlich, nicht für ihn.
»Ich bin, wer ich bin. Ich bin Guthry, aber ich bin auch Natas. Ich bin beides. Ich bin Geist und Materie. Ich bin das Geschöpf und werde es immer bleiben. Ich bin nicht zu besiegen, nein, das bin ich nicht.«
Mit diesen Worten machte er sich selbst Mut für die Aufgaben, die vor ihm lagen.
Plötzlich freute er sich wieder.
Denn er liebte den Nebel…

***

Ein weißer Skelettschädel war zu einem bösen Grinsen verzogen. Eine graue Maske mit breitem, grellrot bemalten Mund entließ ein Kichern. Die bemalte Haut auf den jungen Gesichtern hatten diese zu schrecklichen Fratzen verzerrt.
Fratzen, wie sie auch die zumeist selbstgebastelten Laternen zeigten. Sie bestanden aus großen Kürbissen oder Melonen, deren Inneres vorsichtig herausgelöst worden waren. In die Außenhaut waren Löcher gestanzt worden, damit das Kerzenlicht seinen Trägern den Weg wies.
Die Halloween-Mannschaft war zufrieden. Etwa die Hälfte der Häuser hatten sie besucht, bei manchen Menschen Schrecken hinterlassen, bei anderen nur Amüsement, aber sie hatten das geschafft, was sie wollten. Es war ihnen gelungen, sich freizukaufen, und in manchen der mitgebrachten Taschen stapelten sich die Süßigkeiten und das Obst. Hin und wieder hatte es auch etwas Geld gegeben, mal einen Comic, aber in der Regel hatten sich die Bewohner durch Naschwerk freikaufen können.
Damit hatten die Kinder auch gerechnet, hockten in der leeren Scheune im Kreis zusammen und zählten ihre Beute nach. Sie hatten zuvor beschlossen, alles brüderlich zu teilen und keinen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen zu machen.
Es waren zehn Kinder und Jugendliche, die sich versammelt hatten und auf die zweite Hälfte der Tour vorbereiteten. Das jüngste Mitglied war sieben, das älteste fünfzehn Jahre alt. Und der jüngste war nur deshalb mitgekommen, weil sein vierzehnjähriger Bruder auch dabei war und zu den beiden Anführern der Gruppe gehörte. Drei Mädchen befanden sich auch darunter. Sie waren in weißgelbe Gewänder gehüllt und hatten Masken über ihre Köpfe gezogen, wenn sie durch

die Straßen wanderten.

Monströse Dinger aus Pappe und Schaumstoff, unter denen sie schwitzten, aber für Halloween nahmen sie das in Kauf.

Der vierzehnjährige Anführer, ein Junge namens Robby, wollte nicht mehr sitzenbleiben. Er stand plötzlich auf, reckte sich und erklärte ihnen, daß er nach draußen gehen wollte, um sich umzuschauen.

»Aber ich sollte doch noch dein Blut nachschminken«, beschwerte sich Laura, die mit einem Pinsel herumfuchtelte.

»Nein, nicht mehr.«

»Warum denn nicht?«

»Das Zeug klebt so im Gesicht.«

»Wer schön sein will, muß leiden«, sagte ein anderes Mädchen und kicherte.

Robby nahm sie nicht zur Kenntnis. Er wollte an die frische Luft, denn der Geruch der Kerzen war ihm irgendwie aufs Gemüt oder auf den Magen geschlagen, so genau wußte er das nicht. Jedenfalls konnte er es nicht mehr aushalten.

Die Scheune gehörte einem Bauern, dessen Sohn sich ebenfalls unter den Freunden befand. Die Maschinen, die darin abgestellt waren, würden im nächsten Jahr wieder hervorgeholt werden.

Draußen parkte noch der Trecker mit den überaus großen Hinterrädern. Es war ein sehr modernes Fahrzeug, auch bequemer als die alten Traktoren, und er hatte den Bauern schon einiges gekostet.

Robby zerrte das Tor auf, trat nach draußen und blies in die Luft, als könnte er den Nebel so vor seinem Gesicht vertreiben. Die Scheune lag relativ einsam, falls man davon in einer Umgebung wie dieser überhaupt sprechen konnte. Das eigentliche Bauernhaus stand weiter vorn, nicht weit von einer schmalen Straße weg. So blieb die Scheune im Hintergrund, konnte aber wegen des vielen freien Platzes um sich herum von verschiedenen Seiten angefahren werden.

Die Kinder waren ebenfalls von der Seite gekommen, um eine Pause einzulegen. Das war zuvor abgesprochen worden.

Robby bezeichnete sich selbst als einen alten Halloween-Hasen. Er kannte das Treiben aus den letzten Jahren und freute sich stets auf die neue Nacht.

Auch diese war gut verlaufen. Sie hatten ordentlich abkassiert, die Erwachsenen waren in ihren Häusern geblieben, hatten Furcht bekommen oder sie nur gespielt, wenn die schaurigen Gestalten an ihren Fenstern oder Türen erschienen, und einige Male waren sie auch angesprochen worden, ob sie sich nicht vor dem irren Halloween-Mörder fürchteten, der in mehreren Filmen eine Hauptrolle gespielt hatte.

Darüber hatten sie nur gelacht und gemeint, daß ein Film nicht die Wirklichkeit zeigte.

Trotzdem wunderte sich Robby, daß er, als er jetzt einige Schritte vor der Scheunentür stand, über diese Streifen nachdachte. Zwei davon hatte er gesehen. Der erste war ihm in besonderer Erinnerung geblieben, und er hatte mit dem Kindermädchen gezittert.

Es war eine Nacht wie diese gewesen. So dunkel, so bedrohlich, nur mit weniger Nebel.

Robby schluckte. Sein Mund war trocken geworden, was nicht nur an dem vielen Singen und Schreien lag. Er fürchtete sich plötzlich, als er in die Dunkelheit schaute. Das Licht gab es nur hinter ihm in der Scheune, wo die Laternen leuchteten.

Ein irrer Killer!

Wie würde sie reagieren, wenn so ein Typ plötzlich in Quindon erschien?

Robby wollte darüber nicht nachdenken. Seltsamerweise bekam er den Gedanken nicht aus dem Kopf. Er kehrte immer und immer wieder zurück. Er peinigte ihn, er malträtierte seinen Geist, er versuchte, ihn zu übernehmen, und Robby schüttelte sich, als hätte er einen Guß kalten Wassers abbekommen.

So wie er dachte und reagierte, war es nicht normal. Er wollte die Handlung des Films nicht in die Realität hineindrängen. Trotzdem blieb sie, und Robbys Haltung wurde von Sekunde zu Sekunde angespannter. Er riß dabei die Augen so weit wie möglich auf, um besser sehen zu können, was ihm aber nicht gelang, denn der treibende Nebel ließ es nicht zu.

Robby war kalt geworden. Er bewegte sich. Sehr langsam drehte er sich zur Seite, weil er nicht nur immer in eine bestimmte Richtung schauen wollte. Er hatte plötzlich das unbestimmte Gefühl, aus dem Hintergrund beobachtet zu werden.

Irgendwo lauerte jemand, der ihn nicht aus den Augen ließ, und Robby schreckte zusammen, als ein Schatten in seiner Nähe vorbeihuschte, er zwei helle Augenpaare sah und gleichzeitig ein Fauchen hörte, das ihn wiederum beruhigte, denn es war die Katze seiner Eltern, die sich in dieser Nacht ebenfalls draußen herumtrieb und auf der Suche nach einer fetten Beute war. Sie hatte sich wohl gestört gefühlt und war sehr schnell hinter einem Holzstapel verschwunden.

Robby lächelte, aber eine Erleichterung wollte ihn nicht überkommen. Er fühlte sich nach wie vor angespannt, denn die Katze war harmlos, sie hatte ihn nicht beobachtet. Es mußte schon ein anderes Wesen sein, das ihn unter Kontrolle hielt.

Aber wo steckte es?

Wer trieb sich außer ihnen noch in dieser nebligen Nacht im Freien herum? Der Killer!

Er mußte grinsen, als er daran dachte. Ja, das konnte durchaus der

Killer gewesen sein, aber den gab es nur im Film verdammt noch mal und nicht in der Wirklichkeit.

Robby kam davon trotzdem nicht los. Die Bilder des Streifens drückten sich ständig neu in seine Erinnerung hinein. Zwar zogen sie sich zurück, verschwanden aber nie so ganz, so daß er immer daran denken mußte und sich einige Male schüttelte.

Es gab ihn nicht! Es gab ihn nicht! Er war nur seiner Phantasie entsprungen! Die Filmemacher hatten für seine Beklemmung gesorgt, aber nicht die Realität.

Warum bin ich dann unsicher?

Robby bewegte seine Beine. Die Sohlen der Schuhe schabten über den Boden und hinterließen schleifende Geräusche, die ihn aber auch nicht beruhigten.

Er drehte sich nach rechts. Eigentlich in dem Bewußtsein, diese Drehung weiterzuführen und zu den anderen zurückzugehen, doch mitten in der Bewegung stoppte er.

Da war jemand!

Auf einmal schlug das Herz des Vierzehnjährigen rasend schnell. Es trommelte in seiner Brust, er spürte die Schläge beinahe schmerzhaft, und er konnte seinen Blick auch nicht von der schwach zu sehenden Gestalt abwenden, die auf dem Grundstück stand und von Nebelfahnen umflort wurde, so daß sie aussah, als würde sie sich selbst bewegen.

Wer war das?

Robby dachte trotz seiner Furcht nach. Jemand aus dem Ort war es bestimmt nicht. Einer von ihnen auch nicht. Sie waren ja alle unterwegs, und die Erwachsenen zeigten sich in der Halloween-Nacht nie außerhalb ihrer Häuser. Das war so ein Gesetz.

Wer also war gekommen, um dem Schrecken noch das Sahnehäubchen aufzusetzen?

Einer, mit dem sie nicht gerechnet hatten? Einer, dem es Spaß machte, in der Halloween-Nacht durch den Ort zu schleichen und seinen eigenen Weg zu gehen?

Klar, Halloween! Beinahe hätte sich der Junge gegen die eigene Stirn geschlagen. In dieser Nacht war eben alles anders. Sie hatte ihre eigenen Gesetze. Nirgendwo stand geschrieben, daß sich jemand einer Gruppe anschließen mußte, wenn er seinen Spaß haben wollte.

Es war alles einfach…

Und doch fürchtete sich Robby!

Es war wie ein kalter Hauch, der ihm entgegenwehte, aber anders als die normale Kälte. Er spürte etwas Böses in sein Gehirn dringen, andere, grausame Gedanken, die von dieser Gestalt im Nebel dort geschickt worden waren.

Robby fror noch stärker. Er bemerkte kaum, daß er sich langsam

zurück bewegte, weil er die Tür erreichen wollte. Immer in sehr kleinen Schritten, den Blick auf die Gestalt gerichtet, die trotz der schlechten Sichtverhältnisse gut zu sehen war, als wäre sie in der Lage, Dunkelheit und Nebel zu beeinflussen.

Die Gestalt blieb. Sie bewegte sich plötzlich und hob den rechten Arm an, um Robby zuzuwinken, der liebend gern darauf verzichtet hätte, ebenso wie auf das dem Gruß folgende Lachen, das ihm unter die Haut ging und bei ihm für einen Schauer sorgte.

Die Furcht bohrte sich wie zahlreiche Nägel in seine Seele. Er kam sich hilflos vor und dachte an die anderen, die ihm Schutz bieten konnten. Robby schaffte es endlich, sich schneller zu bewegen, und er warf sich förmlich auf die breite Scheunentür zu. Mit einem zielsicheren Griff hatte er das handliche Eisenviereck gefunden, das er umklammerte, um so die Tür aufziehen zu können.

Dann stolperte er in den Raum, keuchte schwer und brachte die Worte nur mühsam hervor.

»Da draußen ist jemand!«

***

Die anderen neun hatten ihn hereinkommen sehen und auch seine Worte gehört. Sie streifen sich gerade wieder die Masken über, um den Weg fortzusetzen. Sie hatten auch die abgebrannten Kerzen gegen frische ausgewechselt, und standen nun, als Robby sie ansprach, wie erstarrt da.

Er wurde wütend, daß er keine Reaktion erlebte, nickte ein paarmal und rief: »Da draußen steht jemand!«

Sein Freund Gordon sprach ihn an. Er trug eine Mönchskutte und hatte sein Gesicht bleich angemalt, wobei er nur dunkle Kreise um die Augen gezogen hatte. »Na und? Ist das schlimm?«

»Ja.«

Gordon lachte. »Warum das denn?«

»Das ist eine fremde Gestalt.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich es gesehen habe!«

»Bei dem Wetter?« fragte Laura. Sie setzte noch ein schrilles Kichern hinterher.

Robby konnte nicht anders, er mußte nicken und war danach froh, daß die anderen ihn aussprechen ließen, so konnte er ihnen von seinem Empfinden berichten.

Wäre es einer der jüngeren gewesen, so hätten sie ihn unterbrochen. Bei Robby taten sie es nicht, und sie sahen so aus, als hätten sie seine Worte schon getroffen, denn selbst auf den geschminkten Gesichtern malte sich die Besorgnis ab, obwohl Gordon es noch immer nicht glauben konnte.

»Du hast dich geirrt, Rob…«
»Nein!« keuchte der. »Da stand einer!«
»Na und? Laß ihn doch stehen. Das ist bestimmt jemand gewesen, der auch in der Nacht unterwegs sein wollte.«
»Es war keiner von uns.«
»Geht ja auch nicht«, sagte Laura und lachte dabei. »Wir sind ja alle hier.«
Robby regte sich auf. »Willst du mich denn nicht verstehen, verdammt? Das war ein Erwachsener, ein Fremder, und er hat bestimmt nicht zu uns gehört. Ich meine, er wohnt nicht hier.«
Die anderen schwiegen, sie überlegten, und jemand fragte mit dünner Stimme: »Willst du uns eigentlich richtige Angst einjagen, Robby?«
»Nein, aber ich will euch warnen. Ich will euch sagen, daß da draußen in der Dunkelheit und im Nebel jemand lauert, vor dem wir uns in acht nehmen müssen.«
»Ein Killer?« flüsterte Leonie, Lauras Freundin. »Einer wie in dem Film Halloween?«
Obwohl ihm die Antwort nicht leichtfiel, gab Robby es zu. »Ja, wie in dem Film.«
»Das weißt du?«
»Ich befürchte es, Leonie.«
Gordon schüttelte den Kopf. Er trug sein blondes Haar lang, aber heute keinen Zopf. »Das ist doch Mist, verdammt! Da will uns jemand einen Schrecken einjagen und hat eine Vogelscheuche aufgestellt, so wird es gewesen sein.«
Robby verzog die Lippen zu einem schmalen Grinsen, obwohl ihm nicht danach zumute war.
»Können Vogelscheuchen sich denn bewegen und auch lachen?« fragte er.
Die anderen schwiegen.
Robby aber reizte weiter. »Los, ich will eine Antwort haben. Können Vogelscheuchen lachen?«
Er erhielt nur eine indirekte Antwort. »Hat er denn nichts zu dir gesagt?«
»Nein!«
»Und du hast es dir nicht eingebildet?« wollte Gordon wissen. Er war ein Jahr älter als Robby und fühlte sich als Chef dieser verschworenen Truppe.
»Überhaupt nicht.«
»Okay, Robby, dann werde ich mal nachschauen.« Er machte sich selbst Mut und ballte seine Hände zu Fäusten. »Ich schaue zu, ob… na ja, ob sie noch dort ist.«
»Das kannst du, aber sei vorsichtig.«

Gordon bewegte sich lässig auf seinen Freund zu. Unter seinen Sohlen knisterten dabei die Strohreste, und dieses Geräusch ging dem unter Spannung stehenden Robby auf die Nerven. Er mochte auch nicht, daß ihm Gordon jovial auf die Schulter schlug. Alles sah so aus, als würde er ihn nicht ernst nehmen, dabei war das Erscheinen des Fremden eine verdammt ernste Sache.

»Gleich werden wir alles gerichtet haben, Robby, laß mich nur machen. Ich habe…«

Jemand war an der Tür.

Sie hörten es alle.

Ein kratzendes Geräusch, bestimmt nicht von den Krallen einer Katze verursacht.

Selbst der »mutige« Gordon hielt inne. Er blieb stehen, und seine Augen weiteten sich.

Alle hielten den Atem an. Sie warteten darauf, daß sich das Geräusch wiederholte, und sie hatten sich so hingestellt, daß sie gegen die Tür schauen konnten!

Es wiederholte sich nicht. Dafür passierte etwas anderes. Jemand riß die Tür mit vehementer Wucht auf, und es verging nur eine Sekunde, da stand der Fremde in der Scheune.

Natas war da!

***

Ich kam mir vor wie eine Katze, die in der Nacht durch die Straßen schlich und auf der Suche nach Opfern war. Ich bewegte mich vorsichtig, ich schaute mich immer wieder um, weil ich irgendwelche Hinweise und Spuren entdecken wollte, die auf den Killer hinwiesen. Er mußte doch etwas hinterlassen haben, wenn auch kein weiteres Opfer, aber ich sah ihn nicht mal als Schatten durch den Nebel streifen.

Dabei konzentrierte ich meine Suche auf einen bestimmten Teil des Dorfes. Ich näherte mich wieder der Stelle, an der ich in den Ort eingefahren war, denn von dort war für eine Weile auch der Gesang der Geister an meine Ohren gedrungen.

Seit einiger Zeit hörte ich ihn nicht mehr. Dabei konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Freunde schon aufgegeben hatten. Sie hatten sicherlich eine Pause eingelegt. Einige Stunden waren vergangen, auch derartige Spaziergänge strengten an.

Ich hatte mich nicht nur auf der Hauptstraße aufgehalten, sondern einen Bogen geschlagen und war nahe der Kirche vorbeigekommen. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß ein teuflischer Killer wie Natas derartige Orte mied, schließlich hatte er vor meinem Kreuz ebenfalls schon Angst gezeigt.

Die Kirche blieb zurück. Normalerweise hätte ich mich mit dem

Pfarrer unterhalten, die Zeit hatte ich nicht. So mußte ich ohne Verbündeten auskommen.

Fast jeder noch so kleine Ort hat auch einen Friedhof. In Quindon war das ebenfalls der Fall. Wie üblich fand ich ihn neben der Kirche, ein Gitterzaun umgab ihn, und die Nebelschleifen umwallten die Grabsteine und Kreuze.

Über einen Kiesweg gelangte ich in eine schmale Gasse, wo die kleinsten Häuser standen. Mir wehte der kalte Nebel entgegen, er kroch auch außen an den Mauern entlang und sorgte eben für diese dichte und kompakte Stille.

Obwohl ich mit beiden Füßen auf dem Boden stand, hatte ich manchmal das Gefühl, über dem Erdboden zu schwimmen. Ich ruderte regelrecht durch den Nebel. Er kam mir vor wie ein nie mehr verschwindender Begleiter, er sorgte für die Kälte auf meiner Haut und auch für die zwischen den Häusern in der Gasse.

Lichter hinter den Fenstern sandten matte, gelbe Grüße nach draußen. Jedes Licht bedeutete ein Menschenleben und auch ein neues Opfer für den teuflischen Halloween-Killer.

Am Ende der Gasse blieb ich stehen.

Vor mir lag keine weitere Straße, sondern ein etwas größerer Platz. Sicherlich ideal für Dorffeste, auch wenn er um diese Zeit hier menschenleer war.

Der Nebel trieb darüber hinweg.

Schattenhaft sah ich an der gegenüberliegenden Seite die Häuser. Auch rechts von mir und ziemlich weit entfernt entdeckte ich den Umriß eines Gebäudes. Es war sogar ziemlich groß. Das konnte meiner Ansicht nach eine Scheune oder auch ein Spritzenhaus sein, wie man es öfter in den Dörfern fand.

War es dort heller?

Ich hatte etwas gesehen, war aber verunsichert und mußte, um es genauer sehen zu können, näher heran.

Ich bewegte mich so lautlos wie möglich. Geduckt schlich ich durch die fahlen Schleier und hatte das Gefühl, eins mit ihnen zu werden. Das Licht blieb, ich hatte mich nicht geirrt, und ich wollte sehen, was sich dort verbarg.

Für einen Moment veränderte es sich. Der Schein nahm zu, ich sah sogar die grauen Wolken in ihn hineintreiben und eine rötliche Färbung bekommen.

Dann verschwand er wieder.

Für einen Moment blieb ich stehen und dachte nach. Wenn so etwas eintrat, mußte es einen Grund dafür geben, und dieser Grund konnte wahrscheinlich das Öffnen und Schließen einer Tür gewesen sein.

Wieder kreisten meine Gedanken um die menschlichen Halloween-Geister. Die grauenhaften Morde hatte ich aus meinem Hirn verbannt,

ich dachte jetzt normal nach, fügte Steinchen für Steinchen zusammen und erreichte zumindest für mich ein Ergebnis.

Es war durchaus möglich, daß die Sänger eine Pause eingelegt hatten und sich in dem Gebäude links von mir aufhielten. Hoffentlich, dachte ich, denn dann lebten sie noch.

Beruhigter ging ich weiter…

***

Die Tür war zugefallen, und zehn junge Menschen fühlten sich wie in einer Falle sitzend.

Der Killer war da.

Und damit war auch das Böse gekommen. Es stand in ihrer Nähe, sie konnten es sehen, sie waren vor Entsetzen stumm, und jeder wußte, daß sich dieser Mensch nicht verkleidet hatte. Er sah so aus.

Die frischen Kerzen in den Laternen brachten recht große Flammen zustande. Ihr Licht strahlte flackernd durch die Öffnungen und breitete sich vor den Masken nach bestimmten Mustern auf dem Boden aus, so daß auch der Eindringling im Hellen stand.

Er war sehr gut zu sehen!

Von unten her glitt der Lichtschein an seinem Körper hoch. Er hinterließ auf ihm ein schwaches Muster, das sich aus Helligkeit und Schatten zusammensetzte. Es ließ sein kahles Gesicht so aussehen, als würde es sich bewegen, aber abgetrennt vom Körper, mit einem unheimlichen Eigenleben versehen.

Tote Augen, keine Haare auf dem Kopf. Eine Haut, die trotz des Lichtscheins ihre bläulich-fahle Blässe nicht verbergen konnte. Kleidung, die an seinem Körper hing wie alte Lappen, aber dunkle Flecke zeigte, als wäre sie ölverschmiert, wobei die Flecken aus dem Blut der Opfer bestanden, was die Freunde nicht wußten.

Sie wußten überhaupt nichts mehr, sie dachten auch nicht nach, sie konnten nicht sprechen und glichen den berühmten Salzsäulen. Bis das jüngste Mitglied aus dem Kreis plötzlich eine Frage stellte und mit sehr hoher, kindlicher Stimme die Stille unterbrach.

»Bist du der böse Mann?«

Auch Guthry hatte die Worte gehört. Er grinste und zeigte zugleich seine dunkle Zunge. Dann gab er Antwort, und seine Stimme klang kalt und völlig neutral.

»Ja, ich bin der böse Mann, und ich bin gekommen, um euch zu holen, meine Lieben. Ich bin der böse Halloween-Mann. Ich will euer junges Fleisch, und ich will euer Blut. Ich will es haben! Ich will alles. Ich will Blut…«

Er hatte es ernst gemeint. Jeder spürte es. Von ihm strahlte so etwas Grauenvolles, das die Freunde nicht begreifen oder in Worte kleiden konnten. Es war einfach furchtbar, und sie spürten die kalte Haut auf

ihren Körpern.

Natas bewegte seine Augen. Das Licht der Kerzen fing sich darin und schuf Reflexe auf kleinen Metallplatten. Da leuchtete das Grauen, da leuchtete der Tod. Auch wenn die jungen Menschen es nicht beschreiben konnten, so spürten sie doch, daß ihnen etwas Unerklärliches begegnet war und sie in der Falle steckten.

Natas war zufrieden. »Ich hole euch!« versprach er. »Ich hole euch alle. Der Reihe nach, versteht ihr?« Er bewegte seine Hände mit den langen Fingern, die grau aussahen. »Ich will nicht nur eure Seelen, ich will auch euer Blut und euer Fleisch. Und bisher habe ich immer bekommen, was ich wollte.«

Keiner redete.

Die älteren Kinder waren ebenso sprachlos wie die jüngeren. Und die beiden Anführer Robby und Gordon standen ebenfalls unter einem wahnsinnigen Druck und konnten nichts sagen.

So etwas hatten sie noch nicht erlebt. Damit hatten sie auch nicht gerechnet, das war einfach zu hoch, zu viel, und auch zu grauenhaft für sie. Vor ihnen stand der Tod in Gewalt eines Monstrums, und das mußte erst mal in ihren Schädel.

Slim Guthry zog an seinen Fingern. Alle hörten das widerliche Knacken. Es war so etwas wie ein Signal für Natas, denn er hatte sich jemand ausgesucht.

Eines der Mädchen in den bleichen Kutten. Die Kleine mit den lockigen, langen, braunen Haaren, die aussah, als wollte sie jeden Moment wegrennen und sich ein Versteck suchen.

»Du!« sagte er und richtete seinen Blick auf Laura.

Sie schrak zusammen.

Neben ihr fing der kleine Milton an zu weinen. Sie achtete nicht darauf, hob eine Hand. Ihr Gesicht verzerrte sich, und sie sah, daß sie auch von den anderen angestarrt wurde, die aber nichts taten, um ihr zu helfen. Sie alle hatten noch die Haltung von Ölgötzen eingenommen, und die kalte Furcht drängte sich wie dicker Schleim in ihren Körper.

»Wenn du nicht kommst, hole ich dich!«

Laura schüttelte den Kopf. Tränen verschleierten ihren Blick.

Natas war es leid.

Seine Zunge schnellte hervor.

Das Signal zum Angriff.

Aber auch das Signal für eine andere Person, die die Tür von außen aufzerrte und Natas für einen Moment aus dem Konzept brachte. Er brüllte, als hätte ihn ein Stromschlag erwischt. Laternenlicht zuckte über seinen kahlen Schädel hinweg, als er sich auf der Stelle herumwarf.

Er sah den Mann, er sah den Fremden!

Nein, es war kein Fremder.
Es war der Mann mit dem Kreuz!

***

Es trat tatsächlich auf mich zu, denn ich hatte das Kreuz nicht mehr unter der Kleidung versteckt, sondern hielt es jetzt offen in der Hand, weil ich kein Risiko eingehen wollte. Dieser dreifache Killer war einfach zu gefährlich, zudem stand er unter dem Schutz einer anderen, noch übleren Macht, so daß ich mich nicht erst auf einen langen Kampf einlassen und ihn so schnell wie möglich vernichten wollte.

Ich hatte die Tür aufgerissen und mit einem Blick die Situation erkannt. Die verkleideten Kinder hielten sich im Hintergrund auf, angestrahlt von den Lichtern ihrer auf dem Boden stehenden Laternen. Aber vor mir und auch vor ihnen da hielt sich Natas auf, und er hatte sich um die eigene Achse gedreht, so daß er mich anschauen konnte.

Er war nicht verändert. Das kahle Gesicht, der ebenfalls kahle Kopf - der widerliche Mund stand weit offen, die Zunge hing ihm wie ein alter Schlauch hervor, die Augen waren wie Metallknöpfe in seinen Höhlen, in denen sich das Licht gefangen hatte.

Aber es fing sich auch auf meinem Kreuz, und das Silber reflektierte den Schein.

Es warf ihn zurück, und der Killer stand so nahe vor mir, daß er ihm nicht entkommen konnte.

Plötzlich heulte er auf, als ein Reflex über sein Gesicht huschte. Eine gewaltige Kraft wuchtete ihn zurück. Wie ein Rammbock fegte er durch die Reihe der Kinder, schleuderte einige von ihnen zu Boden, wobei sich ihre starre Furcht löste und nun das große Geschrei anfing, was Natas ebensowenig kümmerte wie mich.

Ich jagte hinter ihm her. Es war mir nicht bekannt, ob es in der Scheune noch einen zweiten Ausgang gab, auf keinen Fall wollte ich ihn jetzt noch entkommen lassen, denn der Killer war angeschlagen, das entnahm ich seinen torkelnden Bewegungen, die nicht nur die Beine, sondern auch die Arme mit einschlossen.

Plötzlich sah ich ihn fallen, als wäre er über irgend etwas gestolpert. Dann erklang ein hartes und sperriges Rascheln. Auf meinem Weg zu Guthry fiel mir wieder ein, daß wir uns in einer Scheune befanden, und eine Scheune diente als Lager für Heu und Stroh.

Tatsächlich war der Killer in einen Heuhaufen gefallen. Er hatte sich durch die Wucht des Aufpralls regelrecht hineingedreht und würde Mühe haben, wieder hervorzukriechen.

Er bewegte sich in dieser Deckung. Er tat alles, um wieder freizukommen, aber die Strohmassen über ihm spielten nicht so mit, wie er es sich vorgestellt hatte.

Sie rutschten immer wieder nach, brachen über ihm zusammen. Er

verlor die Orientierung und hatte Mühe, sich wieder aus den Ballen zu befreien. Ich war stehengeblieben, hielt das Stroh unter Kontrolle und lauerte auf eine günstige Gelegenheit, ihm endgültig den Garaus machen zu können.

Die ergab sich bald.

Innerhalb des Strohs drehte er sich. Ich sah für einen Moment seinen Rücken, wollte schon mit dem Kreuz zustoßen, als er die Bewegung fortführte und mir plötzlich sein Gesicht aus dem Stroh entgegenschaute. Noch besser - oder?

Ich zögerte, denn er sprach mich an. Und diese Worte überraschten mich tatsächlich.

»Wen willst du denn töten, Mann mit dem Kreuz? Wen?«

»Dich!«

Er sah aus, als wäre nur mehr das Gesicht von ihm vorhanden. Der Körper war voll und ganz verschwunden. Und dieses Gesicht lebte. Auf ihm spiegelten sich Gefühle. Es zeigte Triumph, es zeigte Freude, es zeigte mir ein Fletschen der Zähne. Es war wie eine Maske, aber es war zugleich verdammt echt.

Wie auch die Worte. »Nein, Mann mit dem Kreuz. Du kannst mich nicht töten, denn ich bin aus dem Toten heraus geboren.« Er kicherte. »Ich bin längst gestorben, ich bin nur seine geistige Projektion. Ich bin der Rest, ich bin die Energie, die aus seinem Körper floß und aufgefangen wurde. Er hat sie im Angesicht des Todes freigelassen, und aus dieser Energie bin ich entstanden. Ich bin der Kanal für die Hölle, ich bin der zweite Guthry, sein Spiegelbild. Nach dem Tod des ersten entstand ich und machte in seinem Sinne weiter.« Er lachte schaurig, und mir rann ein kalter Hauch über den Körper.

»Du bist also nicht der echte?«

»Nein.«

»Und wo ist der?«

»Vergraben, begraben, tot und vergessen. Er wurde gestellt und umgebracht. In dem Krankenhaus in dem er damals lag, entstand ich neu, und niemand hat es bemerkt. Ich bin an seiner Stelle in das Gefängnis gewandert und habe dort die Vertretung des Teufels übernommen.«

»Dann hast du den echten vernichtet?«

»Ja.«

»Wie?«

»Ich brachte ihn im Krankenbett um und habe ihn heimlich aus dem Krankenhaus schaffen können. Er liegt im Garten der Klinik verscharrt. Ich aber bin die böse Energie, die ihn ihm steckte. Ich bin besser als er. Ich habe es schon damals bewiesen, als ich ihn verscharrte, denn ich konnte alle täuschen. Falls du es nicht weißt, Mann mit dem Kreuz, jeder Mensch verfügt über Energie, die ihr Seele

nennt. Die des echten Guthry war sehr böse, aber meine ist noch böser. Ich bin die lebendige Projektion seiner Seele, wenn du verstehst, was ich meine. Ich bin das neue Geschöpf, ich bin der Versuch, ich werde weitermachen und…«

»Nein, das wirst du nicht!« sprach ich mit harter Stimme dazwischen. »Mögen die Mächte der Hölle auch noch so stark sein und immer wieder versuchen, die Seelen der Menschen zu manipulieren, ich bin erschienen, um so etwas nicht zuzulassen. Du bist ein Monstrum, du bist kein Leben, du bist Magie, die nur durch die Kräfte der Hölle existiert. Und das muß vernichtet werden.«

Das Gesicht zuckte. Es schimmerte blau, dann wieder grünlich. Der Mund wurde weit aufgerissen.

Die Zunge schnellte hervor, und in den Augen leuchtete eine grausame Kälte.

Ich dachte an die drei Toten, die in der Nähe lagen, und ich mußte mich zusammenreißen, um nicht in diese widerliche Fratze einfach hineinzutreten.

Hier war etwas Böses entstanden, und ich war erschienen, um es zu vernichten.

Ein wütender Schrei erreichte meine Ohren, vermischt mit einem Rascheln, als ich mich bewegte.

Der andere sah, was ich mit meinem Kreuz vorhatte. Schon einmal hatte er sich davor gefürchtet.

Aus dem Hintergrund hörte ich die Stimmen der Kinder.

Sie sprachen Gebete, denn auch sie hatten instinktiv gespürt, welches Grauen sich hier in der Scheune zusammenballte. Aber es gab auch den Gegenpol, und noch nie hatte das Böse einen endgültigen Sieg über das Gute errungen.

Das sollte auch hier fortgesetzt werden.

Bevor sich das Gesicht vollständig zurückziehen konnte, drückte ich mein Kreuz hinein. Ich wußte, daß die Haut und die Knochen nicht mehr als auf gesetzte Makulatur waren, daß andere Dinge im Vordergrund standen, daß es einzig und allein um diese böse, geistige Projektion ging, die der echte Guthry im Augenblick seines Todes abgegeben hatte und die von der Macht der Hölle aufgefangen worden war, um den Mörder noch einmal neu entstehen zu lassen.

Ohne mich.

Die Welt war besser, wenn es Slim Guthry nicht mehr gab.

Und mit diesem Gedanken preßte ich das Kreuz gegen diese bösartige Fratze.

***

Diesmal konnte er nicht entwischen. Diesmal hatte er sich in diesem Stroh- und Heuhaufen selbst verfangen, und er mußte den Schmerz

wie eine rasende Flamme spüren, die wenig später dann zu einer echten Flamme wurde, denn vor meinen Augen sprühte plötzlich ein blaues Feuer in die Höhe.

Das Gesicht war zerplatzt, und mich umgab ein Regen von Resten, dem ich nur mühsam ausweichen konnte.

Plötzlich brannte das Stroh!

Ich bewegte mich zurück, weil ich mit einer gewaltigen Feuersbrunst rechnete und auch die Kinder aus der Scheune scheuchen wollte, aber das Feuer breitete sich nicht aus. Es fand ausschließlich Nahrung in der Gestalt des Slim Guthry, denn der hatte es geschafft, sich aufzurichten, und inmitten des nach unten rutschenden Strohs malte sich dieser brennende Umriß ab.

Natas stand und brannte.

Das magische, das reinigende Feuer des Guten fackelte dieses grauenerregende Geschöpf weg. Es jagte durch seinen Leib, es ließ Knochen, Haut und Sehnen schmelzen wie nichts, und es hinterließ nicht mehr als einen bläulichen Schatten, in dessen Innern es tobte, zuckte, leuchtete, wo Blitze zuckten und dabei waren, eine teuflische Seele zu verbrennen.

Ich stand da, schaute zu und genoß meinen Triumph. Es war tatsächlich ein Genuß für mich, diesem Sterben zuschauen zu können, denn hier starb kein Mensch, hier verbrannte eine böse Seele im Heiligen Feuer. Ich scheute mich nicht, an diesen Begriff zu denken und atmete auf, als die Seele endgültig vernichtet war.

Die Flammen waren zusammengesunken. Es gab keinen Schatten mehr, es gab keinen Rauch und nicht eine verbrannte Strohspitze, dafür roch die Luft so herrlich rein.

Langsam drehte ich mich um.

Die Kinder hatten die Scheune durch die offenstehende Tür verlassen. Sie warteten draußen auf mich und schauten einem Mann entgegen, dem die Erleichterung ins Gesicht geschrieben stand.

Auch in meinen Augen leuchtetet die Freude darüber, es endlich geschafft zu haben. Aus der Gruppe löste sich das jüngste Kind. Es lief auf mich zu, es weinte dabei, rieb seine Augen, und ich nahm es auf den Arm.

»Ist der böse Mann jetzt weg?« fragte der Kleine.

»Ja, er ist weg, und zwar für immer.«

»Das ist gut, so gut…«

***

Irgendwann traf auch Suko ein. Im Gegensatz zu mir fuhr er nicht mehr in einen Ort, in dem Ruhe herrschte, denn es hatte sich nicht vermeiden lassen, daß sich gewisse Ereignisse herumsprachen.

Die Kinder hatten diesen Druck einfach loswerden müssen, und ich

hatte das Entsetzen der Bewohner sehr genau mitbekommen.
Es hätte keinen Sinn ergeben, die Dinge zu verschweigen, und so konnten auch die drei Toten nicht vertuscht werden. Ich erlaubte keinem der Einwohner, sie zu sehen. Zumindest zwei von ihnen sollten sie in guter Erinnerung behalten, und der Wächter Sam Wilde ging sie ja nichts an.
Suko hatte die Kollegen alarmiert. Sie würden aus dem Londoner Norden kommen, um die Leichen abzuholen und Tatorte zu untersuchen. Nach einem Mörder brauchten sie nicht mehr zu fanden, den gab es nicht.
Ich hatte mit Suko über die Motive gesprochen, und der Pfarrer von Quindon, der nicht von unserer Seite gewichen war, hatte ebenfalls zugehört.
Beide konnten es kaum fassen. Suko eher als der Geistliche, der mich fragte: »Ist die Macht des Bösen denn so groß?«
Ich ließ mir Zeit mit der Antwort und schaute in den Nebel. »Ja, Hochwürden, sie ist groß. Aber zum Glück nicht zu groß, denn es gibt immer wieder Menschen, die an das Gute glauben, auch noch in der heutigen Zeit.«
»So wie Sie und Ihr Freund?«
»Ja, zum Beispiel. Aber ich möchte auch Sie mit einschließen.«
Für mich allein zählte, daß die Kinder gerettet waren. Hätte dieser Natas auch nur einem unter ihnen ein Leid angetan, Himmel, ich wäre durchgedreht. Statt dessen aber bekam ich noch Besuch, da waren längst die Kollegen aus London eingetroffen. Der Kleinste aus der Gruppe kam an der Hand seines Vaters zu mir.
»Sir, bitte«, sagte der Vater etwas verlegen, »aber Milton möchte Ihnen noch etwas geben.«
»Das ist aber toll.« Ich beugte mich dem Kleinen entgegen, dabei schaute ich auf seine Hand, die noch zur Faust geschlossen war.
»Ich schenke dir meinen Stein, Mister. Das ist ein Glücksstein, den habe ich selbst gefunden und richtig sauber gemacht.« Er nickte. »Da hast du ihn!«
Er drückte ihn mir schnell in die Hand und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte.
Ich staunte. »Das ist aber toll, Milton. Darf ich das denn überhaupt annehmen?«
»Ja, ich will es so.«
»Dann bedanke ich mich auch recht herzlich.«
»Wirst du mir auch versprechen, immer auf ihn aufzupassen?« fragte Milton.
Ich strich durch einen blonden Wuschelkopf. »Da gebe ich dir mein großes Pfadfinder-Ehrenwort.«
»Ehrlich?«

»Ja.«
»Du warst dabei?«
»Ist schon lange her.«
»Ich gehöre bald auch dazu!« rief der Kleine, und seine Freude teilte ich ebenfalls.
Die Welt war eben nicht nur schlecht…

ENDE